P.O. germ.
301f

L. O. Germ.
301 f.
(2

<36614674770016

<36614674770016

Bayer. Staatsbibliothek

Alberts
und
seiner Freunde
Abenteuer.

Ein Seitenstück
zu dem
Grafen Benjowsky, von A. v. Kotzebue.

Nach Dellarosa
frei bearbeitet
von
H. A. G. von Egloffstein.

Zweiter Theil.

Mit einem Kupfer.

Nürnberg,
im Verlage der C. H. Zeh'schen Buchhandlung,
1822.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt
des zweiten Theils.

Kapitel — Seite

1. Chatinka in Deutschland. Carl kuppelt . 1
2. Edward 16
3. Sohn und Vater erzählen . . 25
4. Gustav auf der Flucht . . . 37
5. Albert und Gustav finden sich . 50
6. Post nebula Phoebus . . . 60
7. Mancherlei 68
8. Albert erndtet Dank. Geschichte des Herrn v. Sch*** . . . 79
9. Fortsetzung des Vorigen . . 93
10. Rückblick nach Lindenhain . . 105
11. Die Falle 119
12. Ein längst Verlorner erscheint . 129
13. Fortsetzung 142

Kapitel Seite
14. Ferdinantez. Eine Episode . . 151
15. Vorfälle in dem Waldhause. Fortsetzung der Episode . . . 161
16. Fortsetzung des zwölften Kapitels . 168
17. Die Freunde versammeln sich . 176
18. Die Versöhnung . . . 183
19. Beschluß 195

Erstes

Erstes Kapitel.

Cathinka in Deutschland. Carl kuppelt.

Unglück ist vergänglich wie das Glück; die Tugend allein ist ewig, und läßt das Herz des Menschen nie ganz im Gram versinken. Dieses allein war die Ursache, daß der guten Cathinkas Herz nicht brach. Albert war ihre erste Liebe — diese aufgeben zu müssen, und nicht in Kummer zu vergehen, dazu gehört, besonders bei dem mehr reizbaren weiblichen Geschlechte, entweder eine gute Dosis Leichtsinn, oder feste, auf Tugend gebaute, Grundsätze. Diese besaß Cathinka. Groß war ihr Gram vom Anfange; aber die Unmöglichkeit Albert zu besitzen, die Liebe zu ihrem Vater, ihre kindliche Pflicht, die ihr heilig war, und die ihr gebot für ihren Vater zu leben, seine Stütze, seine

Freude im Alter zu seyn, und sich nicht einer hoffnungsloser Leidenschaft aufzuopfern, verminderte ihren Schmerz, und dieser ging in eine sanfte Stimmung ihrer Seele über. So kam sie mit ihrem Vater nach Petersburg, wo derselbe in Ruhe gesetzt wurde und eine Pension erhielt.

Korasofs verstorbene Gattin hatte noch in Königsberg Anverwandten, diese zu besuchen, seiner Tochter Gram, dessen Ursache ihm bekannt war, zu zerstreuen, und Cathinka noch einige Weltbildung, der sie in Kamtschatka nicht erhalten konnte, zu geben, beschloß Korasof nach jener Stadt mit ihr zu reisen. Sie kamen an und stiegen bei der Landräthin Moser, einer Schwester von Korasofs Gattin, ab, die ihren Schwager und ihre Nichte gastfreundschaftlichst empfing, und bald Cathinkas edle Seele, ihr offnes Herz, ihren natürlichen Verstand und ungekünsteltes Betragen bewunderte; aber auch, als eine welterfahrne Frau, bald bemerkte, daß Gram wie ein Schleier über dieses Mädchens Seele gezogen sei. Durch ihren Schwager erfuhr

sie die Ursache, und suchte alle Gegenmittel hervor, diesen finstern Gast bei ihrer Nichte zu verscheuchen.

Sie war Wittwe, lebte zwar ziemlich isolirt von der Welt, nun aber bat sie oft eine Gesellschaft gebildeter Menschen beiderlei Geschlechtes zu sich, gab Gegenbesuche, ging mit Cathinka ins Theater und auf verschiedene Bälle; und diese wurde zwar nicht fröhlich, doch heiter.

Wer ist dieser schöne Husaren-Offizier, der sich so solid beträgt, und Verstand und Bildung zeigt? Ich kenne ihn noch nicht; fragte die Landräthin eine Freundin, die in einer großen Gesellschaft neben ihr und Cathinka saß. Ein wahrer Phönix! antwortete jene; er ist gar nicht wie die meisten seines Gleichen, darum ist er auch der Freund meines Mannes. Sein Name ist Waldheim, und er ist erst seit einem Monate vom Urlaube hier angekommen. Er wohnt in unserm Hause; und wenn du es erlaubst, so werde ich morgen ihn mit zu dir bringen.

Wenn er der Freund deines braven Mannes ist, so muß er auch brav seyn, und er ist mir daher willkommen; erwiederte die Landräthin.

Am andern Nachmittag brachte wirklich Madam Stahl ihren Hausgenossen zu der Landräthin; es war Franz Waldheim. Man sprach von einer Feierlichkeit, die den andern Tag vor sich gehen sollte, und die Landräthin bat ihren Schwager mit seiner Tochter in ihrer Gesellschaft Theil daran zu nehmen.

Gewiß! sagte Korasof, so was hat meine Cathinka ohnehin in Kamtschatka noch nicht gesehen. —

In Kamtschatka! rief Franz: Sie waren dort?

Zwölf volle Jahre; antwortete Korasof, war ich dort Kommandant, und habe es erst vor sechs Monaten verlassen.

So haben Sie dort vielleicht einen gewissen Baron von Lindenhain, der dahin verwiesen ward, gekannt? fragte Franz weiter.

Albert von Lindenhain? Blitz und Hagel!

Freilich hab' ich — wollt' ich hätte ihn nicht gekannt, dort sitzt meine Tochter! alle trübe Wolken, die noch täglich über des Mädchens Stirne ziehen, hat dieser Albert erregt.

Franz. Herr General, Albert ist mein Freund, und mein Freund konnte nicht schlecht handeln!

Korasof. Hat auch nicht, Freundchen! ist ein braver Junge der Albert — doch Basta! Cathinka kömmt und die darf den Namen nicht hören, sonst —

Aber Cathinka hatte ihn gehört, sie kam dazu und redete Franz an: Sie kennen Albert von Lindenhain?

Korasof. Potz Bomben und Granaten! Nun, ich wasche meine Hände, macht ihr zwei es mit einander aus; er ging und ließ seine Tochter mit Franz in einem Fenster allein.

Franz. Albert, Fräulein! war der Gespiele meiner Jugend und der Freund meines Jünglingsalter, ich liebe ihn als einen Bruder, und ich glaube, daß er meine Liebe verdient. —

Cathinka. O gewiß — er war, zwar nur eine kurze Zeit — sie wird mir unvergeßlich bleiben — mein Lehrer und mein Freund. Was macht er, weilt er hier in der Nähe?

Franz. Noch ist er nicht aus seiner Verweisung zurückgekehrt, wir erwarten ihn täglich, da schon vor sechs Monaten Befehl zu seiner Freilassung abgegangen ist.

Cathinka. Der Befehl seiner Freilassung kam mit der Zurückberufung meines Vaters in der Nacht, und den Abend vorher war Albert mit zwölf Gefährten auf einen dänischen Schiffe geflüchtet; schon glaubte ich ihn bei den Seinigen, schon glücklich an der Seite seiner Geliebten, von der er mir bei seiner Scheidung sprach.

Franz. Noch ist er nicht angekommen.

Cathinka. Gott! wenn ihm nur kein unglückiicher Zufall begegnet ist!

Franz. Wir wollen das Beste hoffen. —

Nun hatte Cathinka jemand mit dem sie von Albert sprechen konnte; sie fragte und Franz mußte erzählen, er that es gern, er

sprach ja von seinem Freunde und zu einer Cathinka. — Man sprach sich täglich, denn auch Korasof hatte dem jungen Waldheim seine Zuneigung geschenkt, und bei der Landräthin erhielt er seines Lobes wegen, das ihm jeder der ihn kannte, mit Recht zollte, freien Zutritt. Bald wurde unter beiden jungen Leuten der gute Albert seltner genannt, ja man sprach jetzt schon Stundenlang ohne seiner zu erwähnen — bald sprach man von etwas anderem, und — doch —

Konnte so bald Cathinka Albert vergessen? höre ich meine Leserinnen ausrufen. Nein, so leichtsinnig war sie nicht, aber da sie die Unmöglichkeit einsah, je Albert den Ihrigen zu nennen, so war ihre Liebe, sehr vernünftig, in Freundschaft übergetreten. Franz Waldheim war ein edler, ein schöner Mann, er war Alberts Busenfreund, er ward der Liebling des alten Korasof; welche Empfehlungen alle für ihn bei Cathinka? Sie schenkte ihm zuerst ihre Freundschaft, ihr Zutrauen und endlich ihr Herz. Korasof billigte die Wahl seiner Tochter, nur verlangte er, Franz

solle nach Rußland ziehn, wo er durch des Generals Einfluß eine Stelle beim Militär erhalten sollte; dieser bat daher um seinen Abschied aus preussischen Diensten, und da er seinen Vater und seine Brüder zuvor sehen, und Korasof ohnehin Carlsbad besuchen wollte; so wurde die Reise zusammen anzutreten beschlossen.

Vergebens hatte die junge Frau von Pelzig im Verein ihres Mannes und ihrer Freundinnen ihren Schwiegervater gebeten, dem Glücke seiner Tochter Auguste mit Ludwig Haller nicht länger im Wege zu stehen. Vergebens waren Augustens Thränen; er erklärte ihr, wenn sie nur noch einmal den Namen Haller aussprechen würde, so wolle er sie enterben und sein väterlicher Fluch solle sie treffen.

Allmächtiger Gott! sprach Auguste, wie können Sie, Vater, mein Herz brechen wollen? Was that ihnen Haller und sein Sohn!

Pelzig. Herzbrechen! Larifari! He! eines Mädchen Herz bricht nicht so leicht. Ich hasse den Haller und seine Brut.

Auguste. Und doch waren sie Freunde!

Pelzig. Ja, da ich ihn steinreich glaubte, da er noch eine gute Tafel gab; aber jetzt als einen Bettler hasse ich ihn.

Auguste. Ludwig Haller hat doch einen guten Dienst, und wie oft gaben Sie ihr Wort, daß ich Ludwigs Gattin werden sollte?

Pelzig. Ja, damals. Punktum! Du schweigst — He! oder ich will dir deine närrische Liebe austreiben.

So gab es mehrere Debatten. Pelzig blieb unerbittlich, ja er wurde wüthend, als er in Erfahrung brachte, daß seine edle Tochter einen Theil ihres mütterlichen Schmuckes aufgeopfert hatte, um durch die dritte Hand einen Wechsel für Haller zu bezahlen; er sperrte Augusten ein, und lief zum Rath, den er, ohne daß dieser die Ursache ergründen konnte, mit den größten Grobheiten überhäufte. Ludwig, der zugegen war, würde ihn sicher zum Hause, wie er es verdiente, hinausgeworfen haben, aber es war Augustens Vater. — Dieß erfuhr Herr Belmain, Eleonorens Vater, verfügte sich auf

die Bitte seiner Tochter nach Pelzhausen und bat sich Auguste als Gesellschafterin seiner Tochter aus, wobei er zugleich Pelzig ein für allemal die Woche zweimal zu sich nach Dormbach zu Gaste bat. Diesem konnte Pelzig nicht widerstehen und lieferte Auguste in Belmains Hände.

Carl Waldheim, der die Gunst seines Königs und das höchste Wohlwollen des ersten Ministers besaß, hatte zufällig den jungen Ludwig Haller kennen gelernt, und an ihm einen biedern, geschickten und äusserst thätigen Menschen gefunden. Er empfahl ihn als solchen, der Minister prüfte Ludwig und fand das nämliche an ihm, und bald erhielt der junge Haller die Stelle eines Kabinetsrathes; um eben diese Zeit war der Vorfall mit dem alten Pelzig geschehen, und Ludwig beklagte sich darüber bei seinem Freunde Carl, dem er auch seine Liebe zu Augusten gestand.

Carl besann sich, dann rief er: Du sollst deine Auguste haben, ich kenne den alten Pelzig, kenne die Seite wo ihm beizukommen ist, und es wird mir nicht fehlschlagen. Carl

sprach mit dem Minister, dieser bewilligte mit vollem Lachen den Plan, und Carl der ohnehin auf einige Tage die Seinigen besuchen wollte, reiste nach Dormbach, wo er ein Billet an Pelzig schrieb, indem er sagte, daß er auf Befehl des Ministers einen Auftrag habe, und den andern Tag nach Pelzhausen kommen würde. Voller Neugierde was Seine Excellenz von ihm verlange, erwartete Pelzig die Stunde, und Carl Waldheim kam. Pelzig rumpelte aus seinem Stuhle auf und ging dem Geheimenrath — dieß war Carl geworden — mit hundert Bücklingen entgegen.

Seine Excellenz schicken mich mit einem Auftrag des Königs an Sie; sprach Carl.

Pelzig. Ich bin durchdrungen von der Gnade —

Carl. Sie dürfen nur auf Strenge hoffen; der König ist äusserst über Sie aufgebracht.

Pelzig. Gott! was ich gethan! ich bin ein geschlagner unglücklicher Mann! He! um

Gotteswillen Herr Geheimerrath, was habe ich —

Carl. Sie haben die Ehre zweier redlichen Staatsdiener des Rath Hallers und seines Sohnes des Kabinetraths angetastet, sie geschimpft, und gröblich beleidigt. —

Pelzig. Ich bereue es. —

Carl. Hier ist der Schmuck zurück, den ihre edle Tochter von dem ihrigen, ohne Hallers Vorwissen hergab, um dessen Wechsel zu zahlen. Der König hat ihn selbst eingelöst, und die edle That ihrer Tochter hat dessen Achtung sich erworben. Allein der Monarch fodert Genugthuung von Ihnen für seine Diener.

Pelzig. Ach du lieber Himmel! und welche denn?

Carl. Erstens öffentliche Abbitte, und öffentliches Bekenntniß ihres verläumderischen Betragens; dieß für Hallers, dann einen Monat Festungsstrafe bei Wasser und Brod für die Genugthuung des Königs. —

Pelzig. Barmherziger Jesus! He! Abbitte — Bekenntniß, Festung — Wasser und

Brod — meine Ehre, mein Name, meine Gesundheit, mein Leben —

Carl. Das hätten Sie alles vorher bedenken sollen. Der Monarch besteht strenge darauf.

Pelzig. Ach! läßt sich denn gar nichts davon abändern? Wasser und Brod! —

Carl. Der Minister läßt Ihnen einen Vorschlag thun.

Pelzig. O lassen Sie hören.

Carl. Hallers wollen ihre Klage zurücknehmen, der Minister will beim Könige für Sie bitten; aber nur unter der Bedingniß, wenn Sie ihre Tochter mit dem, was ihre Mutter ihr hinterlassen, dem Kabinetsrath Haller zur Gemahlin geben.

Pelzig. Das geschieht nicht, eher will ich mein Kind erdrosseln.

Carl. Wie Sie wollen, es hängt von Ihnen ab. — Also muß ich bitten, sich zur Reise nach der Festung anzuschicken, ich werde Sie dahin begleiten. In einer Stunde komme ich wieder. —

Pelzig. O so bleiben Sie doch Herr Geheimerrath, — mein Gott, ließe sich denn gar kein Ausweg treffen — wenn ich nun Hallers, sie sind so arm, einige tausend —

Carl. Bemühen Sie sich nicht — Ehren-Verletzung läßt sich nicht mit schnödem Gelde abzahlen, dazu sind Hallers zu rechtschaffen — also —

Pelzig. Ich bitte Ihnen um Gottes-willen, bleiben Sie — ich —

Carl. Der Minister hatte es gut mit Ihnen im Sinne, die Verlobung sollte nebst der Hochzeit in seinem Hause seyn, und Sie waren als erster Gast dazu geladen. —

Pelzig. Wie, ich der Gast Seiner Excellenz! He! und das zweimal?

Carl. Ich bürge Ihnen für die Wahrheit.

Pelzig. Also wahr? He! um für diese Gnade, für diese Ehre — ach wie will ich essen — nehme der Kabinetsrath ins Teufelsnamen meine Tochter!

Carl. Gut, aber schwarz auf weiß. —

Pelzig. Meinetwegen, wenn ich dabei setzen darf, daß ich zweimal bei Seiner Excellenz speisen soll.

Carl. Setzen Sie dreimal.

Pelzig. O ich Ueberglücklicher! He!

Pelzig schrieb und in drei Wochen war Auguste Ludwig Hallers Gattin, und wirklich wurde die Verlobung und die Hochzeit in dem Hause des Ministers, der Carl und Ludwig als verdienstvolle Männer hochschätzte, gefeiert, wobei der alte Pelzig, sich stolz in die Brust werfend, sich trefflich bene that.

Zweites Kapitel.

Edward.

Von den Segenswünschen seiner Gefährten wurde der kühne Albert überhäuft, als er das Schiff bestieg, das sie von Kamtschatkas Küste bringen sollte; aber noch hatte sein Herz kein Gefühl für ihren Dank, starr mit thränenvollem Blicke sah er in die Gegend hin, wo er die unglückliche Cathinka zurückließ. — Erst als sie weit vom Ufer entfernt waren, als ein weiter Raum sie von dem ehemaligen Orte ihrer Leiden trennte, und noch immer mit Pfeilesschnelle das Schiff sie davon ferner hinwegbrachte, als der Morgen dämmerte, die Küste ihren Augen entwichen war, nur Himmel und Meer sie umgab, und Alberts Gefährten um ihn her standen und Thränen der Rührung und des wärmsten

Dankes

Dankes über ihre Wangen rollten; da sah er die Unmöglichkeit ein, Cathinka zu helfen.

Schöpfer des Weltalls! rief er: sende du ihr einen Tröster! Laß nicht das edle Herz dieses Mädchens im Schmerz zu Grunde gehn! Mindere ihre Leiden, und gieb ihr Stärke!

Wehmüthig blickte er dabei gen Himmel; dann fiel sein Auge auf seine Gefährten, welche freudetrunken um ihn her standen, und hinblickten nach der Gegend, die sie verlassen hatten, dann wieder zu ihm hinsahen, als wollten sie sagen: aus dieser Gegend der Leiden hast du uns gerettet! Da öffnete sich auch sein Herz dem Gefühle der Freude, er sank in Edwards Arme: Wir sind gerettet! rief er.

„Gerettet durch dich!" schallte es ihm entgegen.

So laßt uns den Allmächtigen um fernere Rettung bitten, ihn bitten für Cathinkas Wohl, denn sie that mehr als ich!

Er fiel auf seine Kniee, und alle seine Gefährten mit ihm: sie beteten, und mit Rührung sah das Schiffsvolk zu. Es war eine

heilige, hehre Stille. Nun hatte jeder seinem Herzen Luft gemacht, und überließ sich ganz der Freude der Rettung; auch Albert wurde ruhiger, er hatte zwar die arme Cathinka verlassen, aber Amalie harrte seiner; weit lebhafter beherrschte nun ihr Bild sein Herz, und süße Hoffnung freudiger Zukunft ließ ihn seinen Kummer vergessen. —

Günstige Winde beförderten die Fahrt, sie spannten die Segel, bald war die äusserste nördliche Spitze Asiens umsegelt, sie steuerten durch das Eismeer, erreichten die Ostsee und kamen endlich in Copenhagen glücklich an. Hier bezahlte Albert den Schiffer, verkaufte seinen Schmuck, und theilte das Geld unter seine Gefährten, die sich jetzt zerstreuten und mit Segenswünschen ihrem Erretter dankten. Nur Edward verweilte noch, er wollte mit Albert nach Deutschland und sich erst in Hamburg von ihm trennen. Was seine Bestimmung in der Zukunft sei, hatte er diesem noch nicht entdeckt, und dieser ihn noch nicht darum befragt. — Nur einige Tage wollten sie hier rasten, dann ihre Reise

durch Dänemark nach Deutschland antreten. Alle Gefährten hatten sie nun verlassen, und einsam saßen die Beiden in dem Zimmer ihres Gasthofes; da ergriff Edward Alberts Hand, und drückte sie inbrünstig an sein Herz. „Theuerster Freund! auch ich scheide bald von dir, wie kann ich dir, dem ich so viel zu verdanken habe, deine Wohlthaten vergelten?“

Albert. Wer denkt an Trennung, wer rechnet auf Wiedervergeltung?

Edward. Du hast uns nicht allein gerettet, sondern auch den größten Theil deines Vermögens uns geopfert.

Albert. Ich bitte dich, schweige davon, mein Herz lohnt mich; habe ich nicht dabei gewonnen, habe ich mir an dir nicht einen treuen Freund erworben?

Edward. Wenn dein Herz dir nicht mehr Lohn gewährte, dieser Freund konnte dir wenig nützen. Was kann, was vermag die Freundschaft eines abgelebten Mannes, der todt für die Welt, abgestumpft durch Leiden, nur seine Ruhe in stiller Einsamkeit suchen muß? —

Albert. Ich begreife nicht, warum du heute so düster bist?

Edward. Weil ein harter Schritt, der meinem Herzen wehe thut, mir bevorsteht.

Albert. Du machst mich unruhig. Wie heißt dieser Schritt?

Edward. Baldige Trennung von dir.

Albert. Trennung?

Edward. Bald kommt der Scheidepunkt, mit Wehmuth sehe ich diesem entgegen.

Albert. Was zwingt dich dazu?

Edward. Mein Schicksal!

Albert. Nein, das werde ich nie zugeben. Sieh Freund! wie ich euch alle um mich her gerettet sah, wie sich dann einer nach dem andern von mir trennte, wohin seine Bestimmung ihn rief, da dachte ich mir: von so vielen Gefährten deines Elendes muß doch wenigstens Einer bei dir bleiben, und mein Wunsch war, daß du dieser Eine seyn möchtest. Nun willst auch du mich verlassen? das ist hart, sehr hart, ich versprach mir frohe Tage. Sieh! der Mensch spricht ja gerne von dem, was er hat leiden müssen.

Süß ist im Glücke die Rückerinnerung des entwichenen Unglückes. Wenn nun zwei Leidensgefährten beisammen sind, und in den Stunden der Ruhe sich ihrer ehemaligen mühseligen Tage erinnern, da reden sie so gerne von dieser Vergangenheit, jeder kleine Umstand wird ihnen bedeutend; wenn ich nur meine Amalie hätte, dachte ich mir, da werden wir oft beisammen sitzen, und in unsern Erzählungen abwechseln, uns zusammen freuen, daß es so gut endete. Nein, Edward ich lasse dich nicht!

Edward. Ach, Albert! ich muß — des Umstandes, daß ich dir zur Last liegen würde, will ich nicht erwähnen. —

Albert. Das darfst du auch nicht, Freundespflege ist keine Last; und Pflege bedarfst du, du bist alt, durch Leiden entkräftet, arbeiten kannst du nicht — so laß mich dich — laß Albert seinen Edward pflegen!

Edward. Ich kann nicht. Mein ganzes Herz besitzest du, aber ich kann nicht. Ich tauge nicht mehr unter die Menschen, die mir oft wehe thaten — ich verlor zu viel,

um nicht bei dem Anblick von Glücklichen an meinen Verlust erinnert zu werden. Ein einsamer stiller Winkel der Erde soll mich aufnehmen, dort will ich in Einsamkeit —

Albert. Den findest du bei mir, dort sollst du einsam leben, nur meine Amalie und ich wollen dich allein besuchen.

Edward. Ach selbst euer Anblick würde meine Leiden vermehren! denn auch ich war glücklich in der Liebe, und wurde so schrecklich, so schändlich davon losgerissen, eben dein Glück mit Amalien ist es, was mich von dir trennt!

Albert. Wie traurig machst du mich — armer Edward!

Edward. Vergiß mich —

Albert. Nie! wirst du mich einst vergessen?

Edward. So lange dieß gemarterte Herz in meinem Busen schlägt, nicht — aber wir trennen uns. —

Albert. Wüßte ich doch nur ein Mittel dich an mich zu fesseln. Doch du willst, es

sei, ich bin nicht der Herr deines Schicksals, nöthigt dich dein Herz nicht — so —

Edward. Glaube, dieß Herz blutet unaufhörlich. —

Albert. Aber daß ich dich ganz lassen soll, nicht einmal deinen Kummer kennen darf; wir waren so lange Freunde, und noch weiß keiner, welche Leiden den andern drükken.

Edward. Erlaß mir, ich flehe dich, dieß Geständniß.

Albert. Auch dieß, ich will deine Wunden nicht aufreissen, aber thun will ich wenigstens für dich was mir möglich ist. Sieh, Edward! noch behielt ich von meinem Schmucke das Bildniß meiner Mutter in Edelsteinen gefaßt, übrig. Das Bild der Theuern, die ich leider nie kannte, soll mir ewig ein Heiligthum bleiben, aber die Steine sollen mir dienen, dich wenigstens auf eine Zeitlang zu unterstützen.

Edward. Nimmermehr.

Albert. Wir theilen, oder, bei Gott, ich lasse dich nicht von mir. Sieh, hier ist

es — das Bild meiner zu früh dorthin gegangenen Mutter, o daß ich ihren Segen nicht empfangen konnte!

Edward. Mächte des Himmels — das — das ist deine Mutter?

Albert. Ums Himmelswillen, was ist dir Edward? Gott, er ist ohnmächtig — Edward! Ha, er kömmt zu sich — Wie ist dir Freund?

Edward. Julie! Julie! wo bin ich? Ha, du Albert —

Albert. Wie, du weißt den Namen meiner Mutter?

Edward. Abert! wer war dein Vater?

Albert. Eduard von Lindenhain. —

Edward. Der bin ich — an mein Herz, Sohn meiner Julie, mein Sohn!

Wer beschreibt diese Scene? Edward war Alberts Vater, der lang Gesuchte.

Drittes Kapitel.

Sohn und Vater erzählen.

Laut schrie Albert auf, und stürzte zu seines Vaters Füßen. Mein Vater! stammelte er. Freude verschloß seine Lippen, er faßte dessen Hand und drückte sie an sein Herz, dann wieder an seinen Mund. Auch Eduard war unfähig zu sprechen. Lange währte diese stumme Scene des Entzückens, dann sammelte sich der Vater und fragte:

„Wer sagte dir, daß Eduard von Lindenhain dein Vater sei?“

Mein Erzieher, der alte Heim; antwortete Albert.

Der Vater. Heim — mein alter treuer Heim! und meine — doch ich will nicht jetzt fragen, nicht Freude mit Schmerz vergällen —

und du mein Sohn — mein nie gekannter Sohn!

Albert. O mein Vater! — Gott im Himmel wie ist mir? Gleich als ob eine schwere Last auf meinem Herzen läge — kann denn die Freude auch so mächtig des Menschen Brust engen? O Albert! du liegst an dem Herzen deines Vaters! Nie kam noch der süsse Namen Vater über meine Lippen — und nun — o mache dir durch Freudenthränen Luft gepreßtes Herz — weine und juble, du hast deinen Vater! — Allmächtiger! wenn ich ihn so von mir gelassen hätte — es nicht gewußt — mich getrennt von ihm hätte —

Der Vater. Mein Sohn — Erbtheil meiner Julie! denn mein Gefühl sagt mir, die Theure sei nicht mehr! — ich kann kaum sprechen, kann meine Freude nicht laut werden lassen, komm an mein Herz, da wird mir leichter werden!

Albert. O darum diese Zuneigung beim ersten Anblick in Katmschatkas Eisgefilden! dieß war die heilige Stimme der Natur —

unsre Seelen kannten sich, aber die schwachen Menschenstimmen gestatteten nicht die Quelle dieses Kennens zu finden!

Der Vater. Wir haben uns gefunden.

Albert. Wer sollte — wer kann uns trennen? O Amalie, ich bringe dir meinen Vater, der auch der deinige seyn wird.

Der Vater. Wir wollen uns fassen Sohn, nun ist Enthüllung nothwendig. Albert, was weißt du von meinen Schicksalen?

Albert. Wo soll ich beginnen? Wie kann ich nun erzählen, da mein Herz von seligen Gefühlen überfließt? Doch ja, ich will, ich will mich zu fassen suchen, ich werde dann auch erfahren, welche Schicksale mich von meinem Vater trennten.

Albert erzählte nun, was er auf dem Schlosse Lindenhain durch den alten Heim erfahren hatte — aufmerksam hörte ihm sein, nun gefaßter Vater zu, häufig flossen seine Thränen bei der Nachricht von Juliens Tod, und doch war es seinem Herzen Wohlthat, von seiner geliebten Gattin sprechen zu hören.

Albert hatte geendet. Du weißt nun mein Sohn, sagte der Vater: die Quelle meiner Leiden, aber kannst du auch den Schmerz fassen, der mich, da ich von Julien mich losriß, befiel? Und doch, was war dieser Schmerz gegen jene Leiden, die mich in der Folge drückten, als ewige Trennung von Julien mir volle Gewißheit wurde; nur Kummer gegen Höllenqual. — Du weißt, daß mein Bruder durch meine Hand fiel, wie er mich zwang sein Mörder zu werden, ich entfloh, und ertheilte Heim den Befehl, mir mit meiner Gattin zu folgen. Furcht vor Nachstellungen trieb mich über Preussens Grenzen, nach Riga, dort wollte ich Julien erwarten; da ließ mir der Secretär des preussischen Consuls stecken, ich sollte auf Preussens Requisition in der Nacht verhaftet werden. Ich hinterließ Nachricht für meine Gattin, änderte meinen Namen und eilte nach Petersburg; dort erhielt ich bald die Stelle eines Hauptmanns, und dachte hier Julien erwarten zu können; doch ich bekam Befehl eiligst zu meinem Regimente, das in Moskau lag,

zu reisen; ich ließ einen Diener zurück, der mir dorthin meine Gattin nachbringen sollte. Niemand kam, ich schrieb Briefe allenthalben hin, und erhielt keine Antwort, auch habe ich nie nichts mehr von jenem Diener erfahren, den ich in Petersburg zurückließ. Bei dem Regimente, wobei ich in Moskau stand, dienten lauter geborne Russen als Offiziere; die hinter mir waren, empfingen mich mit Neid und Mißgunst, die mir gleich waren und mir vorstanden, da ich still lebte, nicht ihren wilden Saufgelagen beiwohnte, verachteten mich, und jeder suchte alles hervor mich bei jeder Gelegenheit zu kränken. Ich schwieg, duldete viel, da aber einmal ein Major, ein junger Fürst O*** meine Ehre kränkte, da kochte mein Blut. Denn Sohn, der Ehre huldigte ich schon als Knabe, ihr schwur ich treu zu seyn bis zum letzten Athemzug — und nichts soll auch jetzt in meinem Alter diesen Entschluß in mir verdrängen. Ich foderte den, der mich schändlich beleidigt hatte; die Memme stellte sich nicht, und ich behandelte ihn auf öffentlicher Parade mit Stockschlägen.

Dieß wurde als ein Fehler gegen die Subordination anerkannt, meine beleidigte Ehre wurde in keine Betrachtung gezogen, man verhafftete mich, machte mir den Prozeß, und mein Urtheil war: todtgeschossen zu werden. Schon erschien der Morgen, der der letzte meines Lebens seyn sollte, ich wurde hinausgeführt und erwartete standhaft meinen Tod, da wurde mein Urtheil in ewige Verbannung nach Kamtschatka umgeändert. Schreckliche Nachricht für mich! ich bat, ich flehte um gleich zu sterben, der Tod schien mir gegen jenes Gewinn; vergebens, ich wurde sogleich abgeführt, und mußte noch am nämlichen Tage meine Reise antreten. Nun war jede Hoffnung Julien, meine geliebte Gattin je wieder zu sehen, auf immer dahin; in stummer Verzweiflung legte ich meine Reise zurück, schwer lag die Bürde der Leiden auf mir, der Zuspruch meiner Unglücksgefährten vermochte mich nicht aufzuheitern. Noch wagte ich es, Hoffnung auf Rettung zu fassen, als aber ein Jahr um das andere verstrich, dieser und jener meiner Gefährten starb, oh-

ne erlöset geworden zu seyn, da entschwand mir auch endlich diese Hoffnung. Eine Reihe von fast zwei und zwanzig Jahren vermochte zwar eine dichte Rinde um mein Herz zu ziehen, aber mein Kummer blieb im Innern verschlossen. Ich ward endlich gleichgültig gegen alles, nur für meinen innern Schmerzen hatte ich Gefühl; da kamst du Albert, und die mir unbekannte Stimme der Natur sprach laut in meinem Herzen für dich; du wecktest die Begierde in mir wieder auf, jenen traurigen Ort zu verlassen, und wardst, ohne es zu ahnden, der Retter deines Vaters.

Aber auch dir meine Leiden nie zu entdecken, war mein Entschluß; was hätte auch Mittheilung mir frommen können! Sie hätte nur meine verharschten Wunden wieder aufs Neue aufgerissen. Auch war es mein fester Vorsatz, mich von dir zu trennen, der Anblick von Glücklichen würde meinem Herzen zu wehe gethan haben, ich hoffte noch einen meiner ehemaligen Freunde zu finden, bei dem ich verborgen leben könnte. Schwer — sehr schwer ward mir der Augenblick der

Trennung von dir — und er ward der meiner Wonne, der Vergeltung meiner namenlosen Leiden. —

Als nun Vater und Sohn ruhiger wurden, durch Ergießung ihrer Herzen sich Luft gemacht hatten, da verdüsterte sich des alten Lindenhains Miene, er wurde nachdenkend, und Albert fragte besorgt, was wieder das Herz seines Vaters ängstige?

Ich kann dir es nicht bergen, mein Sohn, sprach jener: ich bin in großer Verlegenheit, nichts würde mir jetzt so unerträglich, als Trennung von dir seyn, und doch weiß ich nicht wie wir beisammen bleiben können, wenn du in die Arme deiner Amalie zurückkehrest?

Albert. Wie mein Vater, mißbilligen Sie denn meine Liebe zu ihr.

Der Vater. Wie könnte ich dieß, ich kenne ja das Mädchen nicht, und glaube daß mein edler Sohn keine unedle Wahl wird getroffen haben; und wie sollte ich mich auch zwischen dir und deinem Glücke werfen können? Aber hast du vergessen wer Amalie ist, wo

sie

sie wohnt? Würde ich den Anblick meines Bruders ertragen können? Jenes Mannes, der mir alles entriß, meine Julie — meine Ruhe — die schönsten Tage meines Lebens. Würde nicht bei seinem Anblicke mein Blut in Wallung gerathen, und müßte ich nicht jetzt noch bei diesen meinen, durch Leiden gelähmten Kräften, als der Rächer meiner Julie vor ihm auftreten?

Albert. Nicht so, mein Vater! der alte Heim konnte mir nicht genug die Reue meines Oheims schildern, er trauert um den Bruder, er beweint noch, wie ihr eigener Gatte, den Tod meiner Mutter.

Der Vater. Vermag seine Traurigkeit Julien wieder zum Leben zurückzubringen?

Albert. Er gab sich alle erdenkliche Mühe, Sie Vater aufzufinden, um reuevoll Ihre Verzeihung zu erhalten, Ihnen wo möglich alles zu ersetzen, was Sie seinetwegen verloren haben.

Der Vater. Konnte er mir meine Gattin ersetzen?

Albert. Nein, Vater! aber er drang

unablässig in Heim, ihm zu entdecken, wo Juliens Kind hingekommen sei, damit er es zu sich nehmen, und ihm Vater werden könne.

Der Vater. That das mein Bruder?

Albert. Noch mehr, er ließ sich oft verlauten, daß wenn Juliens Kind noch bei seinen Lebzeiten sich fände, er es zum Erben seines halben Vermögens erklären wolle; und noch jetzt trauert er über die Thaten seiner frühern Jahre, lange grenzte sein Schmerz an Verzweiflung, die bitterste Reue lag sichtbar auf seiner Seele, noch jetzt geht er oft zu meiner Mutter Grabmahl, und benetzt es mit seinen heißen Thränen.

Der Vater. Höre auf mein Sohn — nein, nie kann ich dem Menschen gut seyn, der mir so unendlich viel entriß, nie den, obgleich Bruder, je wieder an meine Brust drücken!

Albert. Und doch theuerster Vater hängt ihres Sohnes ganzes Glück, seine stete Zufriedenheit allein von ihm ab, versagt er mir Amaliens Hand, o dann ist Albert auf immer unglücklich!

Der Vater. Aber wenn er weiß, daß du mein Sohn, der Sohn seines Feindes bist, wird er dir Amaliens Hand dann nicht versagen?

Albert. Nein Vater, gewiß nicht! Sein Herz ist gut; Sie sollten nur sehen, nur wissen, wie alles in der Gegend weit und breit ihn verehrt und liebt, wie vielfachen Segen er für seine Wohlthaten erndtet; wie seine Unterthanen ihn als ihren Vater schätzen.

Der Vater. Wenn aber ich ihm nie verzeihe, wenn ich nie mein Herz wegen Juliens willen ihm zuwende — wie dann?

Albert. O mein Vater — dann würde mein Oheim trauern, dann würde er vielleicht Amaliens Hand zum Preise der Versöhnung setzen — und

Der Vater. Und ich würde sagen: Du hast meinem Herzen unheilbare Wunden geschlagen — aber wegen dem Glücke meines Sohnes — verzeihe ich dir!

Albert. O liebster Vater!

Der Vater. Gott stärke mich in meinem Vorsatze, und verleihe mir Kräfte, dem

Manne, der mich so unglücklich machte, vergeben zu können; aber Sohn, zuvor will ich sein Herz erforschen, und auch sehen, ob er wirklich meine Verzeihung zu erhalten, auch einer Aufopferung werth sei.

Albert. Er ist es gewiß, sein sehnlichster Wunsch ist versöhnt mit seinem Bruder zu sterben.

Der Vater. So möge er sanft sterben, mein Groll soll ihm nicht jenseits folgen.

Albert. Gott sei Dank! so werde ich bald Amalien, meine Amalie sehen, dann werden meine Trennungsleiden schwinden bei den Freuden des Wiedersehens!

Gleich den andern Tag setzten sie ihre Reise weiter nach Hamburg fort; Sehnsucht nach Amalien trieb freilich Albert vorwärts; dennoch reiste er langsam, wie es die Bequemlichkeit seines Vaters erforderte; er kaufte einen bequemen Reisewagen, kleidete seinen Vater anständig und nahm einen Bedienten für ihn an, und so blieb ihm nur so viel, von allem was er von Lindenhain mitnahm, übrig, um die Reise bis dahin zu vollenden.

Viertes Kapitel.

Gustav auf der Flucht.

Der Jüngling, der angehende Mann mit feurigem Blute in seinen Adern, wie oft tritt dieser nicht fehl auf der Bahn seines Lebens, wenn ihm nicht ein treuer Freund als Rathgeber an seiner Seite steht? Wie kann er, der oft Unerfahrne, alle die Hindernisse vorhersehen, die seinen besten Entwürfen sich entgegen stellen? Wie kann er ohne Freundes Rath alle die Falten seines Herzens entblättern, um so gut zu handeln, als es Natur und Vernunft von ihm fordern? Auch der beste der Menschen ist dem Fehlen, dem Irrthum unterworfen; sich selbst überlassen, ohne Rath, ohne Beistand, ohne Stütze kann er unausbleiblich ins Verderben stürzen, wenn er einmal vom rechtem Pfade gewankt

hat, und auf die Seite getreten ist, wenn nicht ein Führer neben ihm steht, der ihn wieder auf die rechte Straße zurückleitet.

So ging es Gustav Waldheim, er war ein edler junger Mann, aber oft etwas leichtsinnig, welches ihn, wenn er sich selbst überlassen war, zu mancher Unbedachtsamkeit führte. Gustav war, wie wir wissen, nach Petersburg gereist, um Nachricht daselbst über seinen Freund Albert einzuziehen; bald erfuhr er, daß jener nach Kamtschatka verwiesen sei, und bot alles auf, durch Ansuchen und Bitten seinen Freund zu befreien; durch seinen Eifer brachte er bald am Tag, daß zwar Albert leichtsinnig gehandelt, aber kein Verbrechen begangen habe; er eilte mit den Beweisen zum preussischen Gesandten, und dieser verwendete sich nun für Albert beim Kaiser; seine Zurückberufung aus dem Lande des Elendes wurde ausgefertigt und abgeschickt, und erreichte Alberts Aufenthalt in der nämlichen Nacht, in welcher dieser mit seinen Gefährten geflüchtet war. Gustav beschloß, bis Albert in Petersburg eintreffen

würde, dort zu verweilen, und dann mit seinem Freunde nach Hause zu eilen, er war eben begriffen Nachricht von sich den Seinigen zu geben; als ihn sein Leichtsinn in eine große Verlegenheit setzte.

Er kam eines Abends aus der Gesellschaft des preussischen Gesandten; der Mond schien hell, Musik schallte ihm von mehreren Schiffchen auf der Newa entgegen, angefüllt von Petersburgs Bewohnern, die diesen schönen Abend im Freien gesellschaftlich genossen; ihn reizte der Anblick, er ging längst dem Ufer hin, nahm Theil an der Fröhlichkeit, und wünschte sich Eleonoren an seine Seite, um sein Gefühl mit ihr theilen zu können; da öffnete sich plötzlich die Thür eines großen ansehnlichen Hauses und ein Mädchen, halb entkleidet, stürzte auf Gustav zu und rief: Retten Sie mich mein Herr! geschwind, ich bitte Sie, retten Sie mich! — Niemand soll Ihnen etwas zu Leide thun; sagte Gustav, nahm die Schöne an seinen Arm, und wollte mit ihr forteilen, da warf sich ein Russe in Offiziers Uniform, der aus dem nämlichen

Hause eilte, ihnen entgegen, ergriff das Mädchen und rief:

„Ha, Elende! komm, ich werde dich hinbringen lassen, wohin du gehörst!“

Zurück, sagte Gustav: sie steht unter meinem Schutze!

Russe. Wer sind Sie, mein Herr?

Gustav. Ein Mann, der dieses Mädchen gegen jeden Schurken zu vertheidigen wissen wird.

Russe. Schurke? Herr ich sehe, Sie tragen Uniform, den Schurken werde ich ihnen nicht schenken. Sind Sie Mann von Ehre, so sagen Sie mir ihre Wohnung.

Gustav. Sehr gern, ich wohne im Hotel von Warschau, mein Name ist Waldheim, ehemals Rittmeister in preussischen Diensten.

Russe. Wohl! Morgen sprechen wir uns. Jetzt nehmen Sie ihren schönen Schützling mit sich, ich wünsche, er möge Sie so behandeln, wie er mich zu behandeln Willens war.

Der Russe ging; und Gustav fragte die für Angst zitternde Schöne, wohin sie gebracht seyn wolle? Sie habe Niemand hier,

der sich ihrer annehme, sie bete daher, er möge ihr heute Nachts einen Aufenthalt bei sich gönnen, war ihre Antwort.

Gerne! sagte Gustav, und nahm das Mädchen mit sich nach seinem Gasthofe; hier ließ er Licht und Erfrischungen bringen, und jetzt wurde er erst genau gewahr, wie die Unbekannte aussehe. Es war ein junges, nicht häßliches, kaum achtzehnjähriges Mädchen, ihre Kleidung war ziemlich lüftig, ihr Busen fast gänzlich entblößt. Er war zu discret um etwas weiter von ihr die Nacht noch erfragen zu wollen, übergab ihr sein Bett und legte sich im Nebenzimmer auf ein Sopha. — Es war heller Tag als Gustav erwachte, leise öffnete er die Thüre, um zu sehen ob sein Schützling noch schlafe, das Bett war leer, und das Mädchen war nicht zu sehen. Sei es! dachte er, und wollte nach seiner Uhr sehen, die er in der Nacht unter dem Spiegel gehenkt hatte, sie war verschwunden, und nun vermißte er auch seine Geldbörse, worin zum Glück nur das Wenigste seines Geldes enthalten war.

Ha! Ha! Ha! rief er; o du weiser Don Quixotte! da war wieder einmal dein Leichtsinn mit deinem guten Herzen zum Teufel gelaufen. Fängst da eine Dirne auf, schimpfst einen Mann, den sie vielleicht, wie dich prellen wollte, und dem du Genugthuung geben mußt; und glaubst Wunder, welche Heldenthat du gethan hast! — Da klopfte es und ein Offizier trat ein.

Sind Sie der Rittmeister Waldheim? fragte er.

Ja, sagte Gustav. Nehmen Sie Platz, Herr Kamerad; ich kann mir denken, was Sie zu mir führt.

Der Offizier. Sie beleidigten gestern Abends, meinen Freund den Obersten Grafen P***, als Mann von Ehre brauche ich Ihnen nicht zu sagen, was Sie zu thun haben.

Gustav. Nein, wahrhaftig nicht. Ich muß mich schlagen. Sagen Sie mir nur gefälligst: wann, wie und wo?

Der Offizier. Der Graf erwartet Sie in einer Stunde hinter dem Garten des Fürsten P***. Der Degen soll entscheiden.

Gustav. Und ich nicht fehlen. Ihrem Freunde können Sie zum Troste sagen, seine Prophezeihung sei an mir erfüllt worden. Meine Dummheit kostet mich meine Uhr und Börse.

Der Offizier ging. Da fiel es Gustav ein, daß er einen Secundanten wahrscheinlich haben müsse, er steckte seinen Degen an und ging nach einem Caffehause, wo oft Offiziere sich befanden, von denen er verschiedne hatte kennen lernen. Aber es war leer, nur ein englischer Schiffs-Capitän saß allein bei einem Glase Punsch. —

Ist denn kein Teufel hier? rief Gustav und wollte forteilen.

Halt Freundchen! sagte der Capitän: der Teufel ist zwar nicht hier, aber Capitän Wilson, wenn der Euch dienen kann?

Gustav. Das könnt ihr Capitän!

Wilson. Wohlan, so gebts nur geschwind von euch, ein Britte dient gern seinem Nächsten wenn er kann.

Gustav. Seht Capitän! ich muß mich schlagen, bin hier fremd, brauche einen Se-

cundanten dazu, und glaubte hier, wo viele Offiziere herkommen, einen zu finden.

Wilson. Fockmast und Bramsegel! da wollt ich gern zu euern Diensten seyn, aber in zwei Stunden bin ich schon mit meiner Königin Charlotte in der See.

Gustav. Und in einer halben Stunde soll ich mich schlagen.

Wilson. O Sturm und Wetter! da hätten wir ja noch anderthalb Stunden zum Raufen Zeit! Kommt Freundchen!

Sie gingen und fanden den Grafen P*** mit seinem Secundanten bereits am bestimmten Ort.

Herr Oberster, sagte Gustav, ich schimpfte Sie gestern und weiß, daß bei uns solche Beleidigung nur mit Blut abgewaschen werden kann, folglich stehe ich zu Diensten.

Sie schlugen sich, Gustav schonte seinen Gegner, dieser wurde hitzig und rennte sich selbst in jener Klinge. Er fiel.

Komm Freundchen! rief Wilson: fort auf meine Charlotte, dort ists besser, wie in Siberien, wo man dich hinschicken würde. Sie

eilten nach dem Gasthofe, wo Gustav wohnte, dieser ließ seine Sachen eiligst an Bord des Schiffes bringen, und nach einer Stunde stach es mit ihnen in die See. —

In Copenhagen stieg Gustav ans Land, Capitän Wilson nahm keine Zahlung von ihm, und segelte nach England. Nur wenige Tage verweilte Gustav in Dänemarks Hauptstadt, und setzte sodann seine Reise nach Hamburg fort.

Hier traf er auf einem Kaffehause vier junge Leute, die einen alten Mann unbarmherzig neckten.

Was kümmert das dich, dachte er, aber sein Herz ergrimmte dennoch. Da sprang ein fünfter, der still hinter einem Tische gesessen hatte, auf, und rief gebietend: Jetzt ist es genug! und wer von Ihnen meine Herren, es noch einmal wagt —

Und wenn ich es noch einmal wage, fragte einer, was dann?

Dann Herr, werf ich Sie, so wahr Gott lebt, in die Alster.

Das möchte ich sehen!

Das können Sie sogleich sehen.

Drohend standen die beiden jungen Leute gegen einander über. Gustav sprang mit funkelndem Blicke an die Seite des Helfers. Der Streit wurde immer heftiger und endete mit einer Ausforderung. Der Alte warf sich dazwischen, und die Feinde gingen versöhnt auseinander. Aber Horst, so hieß der Vertheidiger des Alten, hatte sich so entschlossen, und so ruhig bei dem Streite benommen, daß Gustav mit ihm noch eine Flasche Wein trank, und um Horsts Freundschaft bat. Dieser war Secretär bei dem dänischen Consul, und Gustavs Freundschaft würdig. Gustav beschloß hier einige Tage auszuruhen.

Da bekam Horst in Gustavs Gegenwart einen Brief. Er las, seine Miene verfinsterte sich. „O du armes Mädchen, arme Ida! Gott, ich kann dir nicht helfen!“

Was giebt es Freund? fragte Gustav.

Meine arme Schwester, soll durch unsere Stiefmutter an einen schlechten Kerl verkuppelt werden, und das in wenigen Tagen, und ich kann nicht zur Rettung fliehen, weil

Geschäfte mich hier fest halten. — Und wie wäre Ida zu retten?

Nur durch eine Entführung aus der Mutter Haus, und der Obsorge braver Leute anvertraut; unterstützen wollte ich sie.

Ich will sie retten! rief Gustav.

Sie überlegten. Es war leicht, sie aus der Stiefmutter Haus in Bremen wegzuholen; aber wohin mit ihr, wo sie die Mutter nicht entdecken könnte? Da beschloß Gustav, Ida seiner Eleonoren als Freundin zuzuführen.

Er riß sich von Horst los, und eilte nach Bremen, wo Ida lebte, mit einem Briefe von ihrem Bruder versehen. Hier hielt er Pferd und Wagen in einem Gasthofe vor der Stadt bereit; und ließ Ida heimlich das Schreiben ihres Bruders zustellen. Da kam sie mit bleichem, geduldigem Gesicht und gebeugtem Haupt. „Auf meines Bruders Wort, überlasse ich mich einem ehrlichen Manne;“ sagte sie sanft, hob rührend und bittend ihr schönes Auge zu ihm auf. Gustav öffnete

den Schlag, hob sie in Wagen, nahm Platz an ihrer Seite, und dahin rollten sie.

Gustav freute sich herzlich die Schwester seines Freundes Horsts aus den Händen ihrer Stiefmutter gerettet zu haben. Aber man sollte sich in der Welt billig auf Nichts freuen! Denn es ist nicht anders als ob der Tod einen rüttelte, wenn eine vorempfundene Freude dahin fliegt.

Sie haben sich einen großen Verdienst um mich erworben, Herr Waldheim; sagte Ida, als der Wagen mit ihnen dahin rollte. Wenig! antwortete Gustav: ich handelte nur statt ihres Bruders. Wäre es wirklich Verdienst, so würde es mir wohl thun, ich bedarf desselben; auch habe ich überhaupt einen eignen Begriff vom Verdienst. — Habe ich einen Fehler begangen, so kann ich den Menschen getrost in die Augen sehen, weil ich denke, daß sie auch Menschen sind, und morgen den nämlichen, oder wohl noch einen größern begehen können; ich lächle wenn sie mich tadeln, und trage die Folgen meiner Fehler mit Geduld. Habe ich aber etwas

Klu-

Kluges gethan, so ist mir's, als könnte ich kein Auge aufschlagen; denn ich fürchte mich vor dem Lärmen um eine Sache, die doch weiter nichts als unsre Schuldigkeit ist, und bin mit meiner eigenen innerlichen Freude zufrieden. Das ist hier der Fall, gute Ida, und darum bitte ich kein Wort mehr darüber zu verlieren.

Ich bringe Sie zu meiner Braut, einem guten edeln Mädchen; Sie Ida werden ihre Freundin werden, und bei ihr im Arme der Freundschaft ihre Leiden vergessen.

Thränen des Dankes rollten über Idas Wangen; da rief der Kutscher: Herr wir werden verfolgt, drei Reiter kommen eiligst hinter uns!

Allmächtiger Gott! rief Ida; und Gustav ergriff seine Pistolen und zog den Säbel.

Fünftes Kapitel.

Albert und Gustav finden sich.

Es ist Alles und es ist Nichts! Es ist allenthalben und Nirgends. — Es rauscht von Pol zu Pol, oft mit der Schwingung des allgemeinen Wirbels, oft gegen denselben. Jedem Dinge scheint es eigen zu seyn, und ist es keinem, denn es herrscht nur auf allen Oberflächen. Oft erscheint es in Riesengröße, und sinkt nach und nach zum kleinsten Zwerg herab. Oft scheint es ein eherner Fels, und zerfließt wie ein Luftbild. Der große Werkmeister braucht es blos zur angenehmen Schattirung zwischen Traum und Wahrheit, zwischen Schein und Seyn, wie zwischen Tag und Nacht die Dämmerung; weil der schnelle unmittelbare Uebergang von dem einen zum andern, dem Geiste des Menschen eben so

schädlich seyn würde, wie seinen Augen der unmittelbare Uebergang vom Licht zur Finsterniß. Wir Menschen nennen es Hoffnung.

Wir alle schwimmen in ihrem Meere, in ihrem unabsehbaren Ocean, und die Meisten verschmachten; denn sie ist nur eine schöne Nahrung der Geister.

Und doch ist der Mensch nie glücklicher, als wenn er hofft, denn die Hoffnung kann er sich so schön bilden, als er will.

So war Albert jetzt schon glücklich, denn die schönste Hoffnung der Zukunft schwebte vor seiner Seele. Er war mit seinem Vater von Hamburg kaum zwei Tage nachher abgereist, als Gustav diese Stadt verließ; sie befanden sich in der Lüneburger Haide, schon war der Abend stark herangedämmert, und noch konnten sie keinen Ort erblicken, wo sie über Nacht verbleiben könnten; da fiel nicht fern von ihnen ein Schuß, und wieder einer; ein Geschrei um Hülfe schallte in ihre Ohren. Gleich bei dem ersten Knall des Schusses war Albert und sein Vater von ihrem Sitze aufgefahren, sie nahmen ihre Pistolen, sprangen

aus dem Wagen, befahlen dem Kutscher zu halten, und eilten von dem gleichfalls bewaffneten Bedienten begleitet, der Gegend zu, woher der Lärm gekommen war.

Sie sahen eine Reise-Kalesche stehen, neben welcher sich blutend der Kutscher auf dem Boden krümmte, nicht weit davon lag ein Offizier gleichfalls in seinem Blute schwimmend. Hier war Hülfe nöthig; sie hoben beide Verwundeten in die Kalesche, der Diener ergriff die Zügel der Pferde und Albert eilte zurück seinen Wagen zu holen, indem sein Vater sich mit den Verwundeten beschäftigte und ihre Wunde etwas verband. Beide konnten kein Wort sprechen. Jetzt kam Albert wieder, und man fuhr langsam weiter; da erblickten sie Licht, es war ein einzelnes Wirthshaus, sie ließen den Offizier sogleich zu Bette bringen, den Kutscher eben so und schickten den Knecht des Wirthes nach ärztlicher Hülfe. Daß keine Räuber diese Gewaltthat begangen hatten, war augenscheinlich, denn am Reisegepäcke war nicht das geringste ver-

letzt, und nichts zeugte Spuren von gewaltsamer Entwendung.

Jetzt kam der Arzt des nahen Fleckens, und Albert mit seinem Vater und jenem begaben sich nach dem Zimmer des Offiziers; der Arzt untersuchte die Wunde und schüttelte den Kopf.

Wir wollen das Beste hoffen, sagte er, und legte den Verband an; es gelang ihm endlich den Ohnmächtigen zum Leben zurückzubringen, er richtete sich mit der Hülfe des Arztes auf und öffnete die Augen. Jetzt trat Albert erst näher — Gott! mein Gustav! rief er, dieser reichte ihm die Hand, lispelte Albert! und sank abermals entkräftet zusammen.

Albert stand staunend; Schmerz um seinen Freund, den er so lange nicht gesehen, den er damals mit dem Tode kämpfend in des Feindes Händen zurücklassen mußte, und jetzt am Rande des Grabes wieder fand, bestürmte seine Brust; er stürzte zu seinem Bette hin, und nur die Vorstellung des Arztes, wie nöthig der Verwundete der Ruhe

bedürfe, vermochte ihn von da hinwegzubringen. Selbst sein Vater konnte ihn nicht trösten, mit Gewalt nahm dieser ihn mit in ein anderes Zimmer; bald erschien der Arzt bei ihnen und erklärte, daß Gustavs Wunde nicht tödtlich sei, wohl aber einer langen Kur bedürfe, doch hoffe er ihn binnen einem Monat so weit herzustellen, daß er mit Sorgfalt langsam weiter reisen könne. Leichter ward nun Alberts Herz, und er beschloß so lange zu verweilen, bis Gustav genesen sei.

Doch trieb ihn Sehnsucht an, etwas bestimmtes aus Lindenhain von seiner Amalie, von Heim und seinen übrigen Freunden, erfahren zu können. Vielleicht kann Gustav mir Nachricht geben; dachte Albert, und erwartete den Augenblick, wo dieser es zu thun im Stande sei, mit banger Ungewißheit. —

So saß er um Mitternacht vor Gustavs Bett, der nach einer starken Ohnmacht und nach einigen stärkenden Mitteln in einem wohlthätigen Schlaf gefallen war; da klopfte es heftig an der Hausthüre, der Wirth öffnete und ein Bauer trat ein und erkundigte

sich, ob hier nicht ein verwundeter Offizier läge. Der Wirth wußte nicht wie er sich zu verhalten habe, und rief Albert herzu.

Was ist euer Begehren? fragte er den Bauer.

Herr, ich kenne euch nicht, sagte dieser: ein Weibsbild kam vor einigen Stunden in meine Hütte und bat um Schutz, sie sah so gut und schön, daß ich und mein Weib es ihr nicht abschlagen konnten; sie bat mich, hier in der Gegend nach einem Offizier der verwundet worden sei, mich zu erkundigen; seid ihr der, so kommt mit mir, seid ihr aber einer der es nicht gut mit dem Weibsbilde meint, so bemüht euch nicht, denn ihr etwas zu Leide thun, werde ich und meine Nachbarn nie zugeben. —

Daß diese Person Gustav anginge, sah Albert bald ein, und er beschloß mit dem Bauern zu gehen, da sein Hof ohnedieß nur eine halbe Stunde entfernt lag, und versicherte ihm, daß das Frauenzimmer von ihm nichts zu fürchten, wohl aber alle Hülfe zu erwarten hätte. —

Albert ging mit dem Bauern, sie traten ins Haus, und ein holdes, blühendes Mädchen stand vor ihm, hinreissend schön, selbst bei dem Wolkenschleier des Kummers, welcher ihr Gesicht umlagerte. Es war Ida; sie war, da ihre Verfolger sie überfielen, bei dem Dunkel der Nacht entflohn, sie sah ihren Beschützer fallen, und eilte in Verzweiflung fort; bald erreichte sie die Hütte des Landmanns, und schickte ihn nach Kundschaft aus. Sie sah einen Unbekannten vor sich, dessen Miene ihr nur Edelmuth anzeigte, und bat jetzt um Alberts Schutz.

Beruhigen Sie sich! sagte dieser: Sie kennen Gustav Waldheim?

Ida. Er war mein Befreier und Beschützer. Welches ist sein Schicksal, o mein Gott, ist er todt?

Albert. Befürchten Sie nichts, er ist zwar verwundet, aber ich hoffe ausser Gefahr. Ich bin sein Freund, traf ihn zum Glücke auf der Haide liegend, und nun ist er unter geschickten Händen. Ich werde Sie zu ihm bringen.

Ida befürchtete noch die Nachstellung ihrer Verfolger, wobei sich der Mensch befand, den ihre Stiefmutter ihr aufdringen wollte, und Albert nahm den Bauer, den er reichlich belohnte, mit noch drei seiner Nachbarn mit, und so erreichte er, da eben der Tag anbrach, mit Ida das Wirthshaus; diese bat gleich ihr die Pflege Gustavs zu überlassen, und verfügte sich nach dem Zimmer, wo dieser eben etwas gestärkt, die Augen aufschlug. Albert mußte aus Vorsicht des Arztes noch seinen Freund zu sehen meiden. Wo bin ich? stammelte Gustav. Ah, Ida hier — Sie gerettet! — aber wo ist — doch ich träumte!

Bleiben Sie ruhig; sagte der Arzt, nur dieses kann ihre Kur bewirken, ihre Freundin hier ist gerettet, und wird Sie pflegen. Gustav beruhigte sich, er glaubte Albert im Traum gesehen zu haben; da mehr Kraft bei ihm zurückkehrte, da ihn der Arzt ausser Gefahr sah, welches erst am vierten Tag geschah, da mußte ihn Ida auf seines Freundes Daseyn, der nicht länger sich gedulden wollte, vorbereiten.

Ich will Alberts und Gustavs Wiederse-
hen nicht beschreiben. Lindenhain und Ida
nahmen Theil am Entzücken der beiden Freun-
de. Nach und nach kam es zur wechselseiti-
gen Aufklärung und Erzählung. Albert er-
fuhr die Treue seiner Amalie, das Wohlseyn
seiner Freunde, und da er Gustav bis zu
dessen Genesung nicht verlassen wollte, so be-
schloß er mit Einstimmung seines Vaters den
alten Heim nach dem Wirthshause zu beschei-
den, mit dem man zuerst über die Zukunft
sich berathschlagen wollte. Gustav schrieb da-
her mit vieler Anstrengung wenige Zeilen an
denselben, und sie wurden mit einer Staffete
sogleich abgeschickt. Zusehends besserte sich
Gustav in der Gesellschaft seines Alberts und
unter Idas Pflege, die jetzt an ihren Bru-
der nach Hamburg schrieb, ihm ihre Rettung
und ihren künftigen Aufenthalt bei Eleonoren
in Dormbach meldete.

Albert war bei Gustavs Erzählung über
die Treue seiner Amalie bis in Himmel ent-
zückt, und dankte Gott noch einmal für die
Stärke, die er hatte, sich von Cathinka los-

zureissen. — Was wird die Arme machen, was wird sie leiden! dachte er bei sich, gestand sich selbst, daß er Cathinka geliebt habe, und tadelte sich darüber. Und ich glaube, daß auch manche meiner Leser ihn damals deßwegen werden getadelt haben.

Sechstes Kapitel.
Post nebula Phoebus.

In Lindenhain sowohl als in Dormbach, sah es jetzt finster aus. Der alte Heim ging umher, als ob ihm der Alp drücke, er wußte für Angst nicht wo er hin sollte; war er im Schlosse, so traf er auf Amalien, die mit Thränen im Auge und mit schweren Seufzern, blaß, und von Gram gebeugt wie ein Geist daher schwankte, und er ging ihr, so viel als möglich, aus dem Wege; aber immer konnte er es nicht; dann gab es ein Lamento von ihrer Seite, in das der Alte endlich selbst mit einstimmte. Traf er auf Vater Waldheim, so trauerte dieser um seinen Sohn Gustav. Heim war übel daran; besonders da jetzt der Baron in Amalien drang,

ihre Hand einem jungen schönen Manne, einem Herrn von Brandt zu reichen, dieser war wirklich ein Mensch, an dem kein Mädchen etwas auszusetzen gehabt hätte. Ihren Vater zu beruhigen, hatte sich Amalie ein halbes Jahr Bedenkzeit erbetten, und jetzt waren bereits drei Monate von diesem Termine verflossen.

In Dormbach hing Eleonore auch schon lange ihr schönes Köpfchen, seufzte und weinte um Gustav, der wie verschwunden von Gottes lieber Erde schien; ihr Vater tröstete, wozu die Frau von Pelzig und ihr Mann treulich half, aber der Trost wollte auch bei ihr nicht anschlagen. Auch von Karl aus Berlin, der doch versprochen hatte, Nachricht, wohl möglich, von Albert und Gustav einzuziehen, kam kein Schreiben.

Hol der Teufel alles! rief der alte Heim und ging zum Oberförster, den er mißmuthig vor seiner Thüre sitzend antraf, er nahm Platz neben ihm, ohne ein Wort zu reden; Waldheim schaute nach Norden, Heim nach Süden.

Da sitz ich alter Narr, fing endlich Heim an, und kann nichts ersinnen, das Fräulein von der Heirath mit dem Brandt zu retten; und ist es noch drei Monate so, dann sind alle meine schönen Plane vereitelt, alles vernichtet. — Und als Gustav fortreiste, wer hätte da auch denken sollen, daß der nicht wieder käme.

Waldheim. Ja wohl, ja wohl, ach mein Gustav!

Heim. Ach mein Albert! Nun sitzen wir Alten hier, und können nichts anders thun als Wehklagen.

Waldheim. Gott tröste meinen Sohn Gustav! und doch bin ich glücklicher noch als viele tausend Väter, blieben mir doch noch zwei Söhne. —

Heim. Die dir wahrhaft Ehre bringen. — Ach mein Albert, auch an ihm hätte ich Freude erlebt, hatte schöne Aussichten, nun ist alles dahin — möchte weinen wie ein Kind. —

So klagten beide Alte, da ritt ein blasender Postillon vors Haus. Hier! sagte er, Herr Oberförster, habe ich eine Depesche bei

Ihnen für den Herrn Verwalter abzugeben. Ah! da ist er ja selbst. Hier; er überreichte Heim ein Schreiben. Das ist Gustavs Hand! rief Waldheim. Hastig wurde das Schreiben erbrochen; man las:

„Lieber Heim! Ich habe Nachricht von Albert, aber Niemand als Sie und höchstens mein Vater darf einstweilen etwas davon wissen. Ich hätte die gute Botschaft selbst überbracht, allein gewisse Umstände hindern mich daran; aber Sie lieber Heim müssen ungesäumt hieher kommen, viel Freudiges erwartet Sie. Grüßen Sie meinen lieben Vater, den ich bald umarmen werde, und kommen Sie bald.“

Im Wirthshause zur Linsenmühle auf der Züneb. Haide.
Den 12. Aug. 1816.

Gustav Waldheim.

Gott sei gelobt! rief Heim; erst will ich Gott danken, dann mich freuen, und heute noch fort. — Er zog seine Mütze, Waldheim der glückliche Vater mit ihm, und sie beteten herzlich und kurz.

Ich muß! rief Heim: Amalien wenigstens einen Wink geben, ehe ich reise, damit sie wieder Hoffnung schöpft; gehe du nach Dormbach und thue bei deines Sohnes Braut das nämliche, und jetzt lebe wohl, in einer Stunde ist der alte Heim unterwegs.

Er lief nach dem Schlosse: Fassen Sie Trost Fräulein! rief er Amalien zu, vielleicht kann ich Ihnen bald Nachricht von Albert bringen — ohne ihr länger Wort zu stehen, eilte er auf sein Zimmer, steckte Geld zu sich, und eilte zu Fuß nach der ersten Poststation, wo er sogleich Extra-Post nahm und weiter reiste.

Er muß bestimmte Nachricht von Albert haben; dachte Amalie, da sie seine plötzliche Abreise vernahm, und ein Schatten von Hoffnung kehrte in ihr Herz zurück.

Auch Waldheim, der nach Dormbach eilte, wußte dort Eleonoren etwas aus ihrem Trübsinn zu erheitern.

Es ist ein ganz eignes seltsames Gefühl, welches jedem Menschen beim Namen Vaterland

land im Busen klopft. Sei es dafür zu bluten, oder dafür zu arbeiten — einerlei!

Laßt den armen Handwerksbursch keinen Erdenkloß, keine Strohhütte daheim haben, er wird doch aufschauen, wenn jemand in der Fremde sein Land nennt, und zwar so stolz, als ob es ganz sein wäre, und sagen: Das ist mein Vaterland.

Schon als sie den deutschen Boden betraten, wie freudig schlug da das Herz des Baron Lindenhains, Alberts Vater, jetzt hier in einer halben Wüste, in einem einzelnen Wirthshause auf der Haide wanderte er täglich umher und blickte nach Osten, wo sein eigentliches Vaterland lag, sehnsuchtsvoll hin. Ein kleiner Hügel, von dem er etwas weiter in die Welt, als von seinem Zimmer sehen konnte, wurde täglich von ihm besucht. So saß er einst hier; schon senkte sich die Sonne in Westen, da sah er in der Ferne eine Kalesche dem Wirthshause zu eilen. Da ist Heim! rief er, und gewann ihm den Vorsprung ab.

Es war Heim! Albert und sein Vater traten in ein Nebenzimmer, da stürzte der Alte zu Gustav herein, dieser lag im Bette und Ida saß vor demselben.

Gustav streckte ihm die Hand entgegen; aber der Alte wollte es nicht bemerken, er schaute im Zimmer umher. Endlich sagte er: Sie hier Gustav, krank und allein?

Sehen Sie nicht hier meine schöne Pflegerin? — sagte dieser.

Hm! brummte Heim. Das war es eben, was ihm nicht gefiel, er dachte an Eleonoren, Gustavs Braut.

Aber Sie haben ja Nachricht von Albert, wie Sie schreiben, was macht er, wo ist er?

In deinen Armen! rief eine Stimme; an deinem Herzen! und Albert lag an Heims Brust.

Mein Albert! Mein Vater! riefen beide zugleich; da schlug jemand den alten Heim auf die Schulter, er blickte rückwärts, hier stand leibhaftig Alberts Vater hinter ihm, und reichte ihm die Hand zum Gruße dar.

Heims Mund und Augen dehnten sich in

die Weite, er ging einige Schritte zurück, bis Lindenhain seinen Namen rief, da stürzte er zu seinen Füßen und heulte aus vollem Halse: Nun Gott! laß deinen alten Knecht sterben!

Man brauchte Erholung, aber wie wäre einen von ihnen in dieser Stimmung Fassung möglich gewesen, alles jubelte, fragte, antwortete durch einander, und keiner verstand den andern.

Endlich kam es etwas zur Fassung, man erzählte, traf Abrede, erklärte sich gegen einander, und am dritten Tage fuhr Heim zurück, mit Ida an seiner Seite.

Siebentes Kapitel.

Mancherlei.

Albert und sein Vater hatten von Heim alles erfahren, wie es auf Lindenhain stehe: daß der Baron oft noch schwermüthig umherwandle, und die Thaten seiner frühern Tage ernstlich bereue, daß Amalie treu ihrem Albert sei, und wie sie sich nach ihm sehne. Alberts Vater wollte erst seinen Bruder genau prüfen, ehe er sich entschließen könne, ihn wieder mit Wärme an sein brüderliches Herz zu drücken, und hatte deßwegen mit Heim Verabredung getroffen, und ihm genaues Stillschweigen wegen seiner aufgetragen. Aber Albert konnte es nicht über sein Herz bringen, noch länger seine Amalie in Ungewißheit zu lassen; er schrieb ihr durch Heim, daß er nächstens an ihr Herz zurück-

kehren würde. Mit diesen Depeschen von Albert und Gustav setzte Heim, der sich für Freude ganz verjüngt hatte, mit Ida seine Reise nach Dormbach ununterbrochen fort.

Herr Belmain mit seiner Tochter saßen eben beim Nachtmahle, als ein Wagen vorfuhr, und gleich darauf Heim mit Ida eintrat.

Vater Heim! rief Eleonore, die ihn kannte: Seyn Sie willkommen, wen bringen Sie uns?

Eine verfolgte gute Seele, die Herrn Belmain und seine edle Tochter um Schutz und Freundschaft anspricht; sagte Heim.

Beides sei Ihnen gewährt; sprach Herr Belmain und reichte Ida seine Hand; Eleonore schloß sie in ihre Arme. Grüße von Gustav! sagte Ida, er war mein Retter und Beschützer.

Wo ist er? fragte Herr Belmain; Heim übergab sein Schreiben; und eilte bald weiter nach Lindenhain zu.

Viel mußte Ida von Gustav erzählen, und was sie sagte, hätte noch Eleonorens Liebe

zu ihm, wäre es möglich gewesen, vergrössert. Hätte Ida nicht versichert, daß er fast völlig genesen sei, das liebende Mädchen würde gleich zu ihm, ihn zu pflegen, geeilt seyn. Mit Sehnsucht sah sie dem Tage entgegen, der ihn ihr wieder bringen würde.

Heim war in Lindenhain eingetroffen, einen Tag zuvor, ehe der Baron von einer Reise von Berlin unter Carl Waldheims Begleitung zurückgekehrt war. Amalie hüpfte so freudig ihrem Vater entgegen, daß dieser erstaunte, da er nur Schwermuth an ihr zu sehen seit einiger Zeit gewohnt war. Alles wurde im Schlosse aufgeputzt, die Zimmer gereinigt, Meubles vertheilt und Amalie war so geschäftig dabei, daß ihr Vater den alten Heim darüber fragte. —

In drei Wochen ist Ihr Geburtstag, Herr Baron! den wird das Fräulein wohl glänzend feiern wollen, und wird Freunde, die ihnen lieb sind, dazu bitten; so glaube ich, sagte Heim —

Der Baron. Das wäre mir nicht lieb, denn an diesem Tage bin ich nicht im Stande

mich zu freuen; starb nicht Julie am Abend vorher?

Heim. Es sind dann ja schon drei und zwanzig Jahre.

Baron. Und wäre es ein Jahrhundert, mir bleibt der Tag unvergeßlich. Dir nicht?

Heim. Gewiß werde auch ich ihn nie vergessen. Doch die Zeit mildert den Schmerz.

Baron. Nicht bei mir. Ja, fände ich meinen Bruder wieder, würde er mir verzeihen, oder wüßte ich wenigstens ob sein Kind noch lebe, damit ich diesem wiedergeben könnte, was ich dem Vater raubte — dann könnten wohl noch vor meinem Ende frohe Stunden in meine Seele zurückkehren; aber so —

Amalie, die mit Carl Waldheim dazu kam, störte die Fortsetzung des Gesprächs, welches Heim, der immer sich zu verrathen fürchtete, sehr lieb war.

Da kam ein Brief von Belmain an den Baron, worin sich dieser mit seiner Tochter und einer Freundin nebst dem jungen Pelzig und seiner Gattin zu Lindenhain wenigstens

auf vierzehn Tage als Gast ansagte. Das werden die Gäste seyn, über deren Ankunft sich Amalie freuet, dachte der Baron, und war zufrieden, daß dabei sich seine Tochter aufheitere, obgleich er von sich selbst keine Aufheiterung deßwegen erwartete.

Carl Waldheim wollte seine künftige Schwägerin mit ihrem Vater abholen, und ging daher nach Dormbach. Hier sah er Ida, und dieses schöne, reizende, sanfte Mädchen rührte sein Herz, er liebte sie und bald ward ihm Gegenliebe.

Ida Horst, war die Tochter eines ansehnlichen Kaufmanns in Bremen, früh starb ihre Mutter, der Vatter hatte das Unglück einige verderbliche Speculationen zu machen; um sich wieder aufzuhelfen, heirathete er eine reiche Wittwe, die ihn bald durch ihr böses Herz ins Grab brachte. Sie tyrannisirte nun über ihre Stieftochter — der Sohn, wie wir wissen, war in Hamburg versorgt — ein Vetter von ihr, der ihr ganz in ihren schlechten Gesinnungen glich, sah Ida und begehrte sie zum Weibe, besonders da sie noch

von ihrer Mutter einiges Vermögen besaß. — Ida sah keine Hülfe, sie haßte den nichtswürdigen Menschen, den ihre Stiefmutter ihr aufdringen wollte, und weigerte sich standhaft die Seinige zu werden. Da suchte das boshafte Weib alles hervor Ida durch Gewalt zu zwingen. Jetzt suchte sie Hülfe bei ihrem Bruder, und diese ward ihr durch Gustav.

Carl schrieb an den jungen Horst, entdeckte ihm die Liebe zu seiner Schwester, die dieser billigte, und so feierte man die Verlobung dieses Paares noch in Dormbach, bevor man nach Lindenhain abging.

Auch im Hause des Oberförsters wurde alles für die Gäste eingerichtet; Vater Waldheim war hier in allen Ecken so geschäftig wie der alte Heim auf dem Schlosse, denn Franz hatte geschrieben, daß er bald bei seinem Vater eintreffen und seine Braut nebst ihrem Vater mitbringen würde.

Auch Carl bat um seines Vaters Einwilligung mit Ida. —

Juchhei! rief Vater Waldheim: so sollen

auch, so wahr ich Niklas heiße! die drei Jungen auf einen Tag hier Hochzeit halten.

Und Albert auch! rief der alte Heim, faßte den frohen Vater und tanzte mit ihm im Zimmer umher.

Aber wer ist denn deines Franzs Braut? fragte Heim den Oberförster.

Weiß ichs! antwortete dieser; er schreibt blos, sie käme weit her aus Asien.

Heim. Doch wohl gar nicht eine Wilde?

Waldheim. Meinetwegen eine Hottendottin! wenn Franz sie liebt, und sie ihn, so haben sie meinen Segen; und hat sie nichts, nun, so thut der alte Waldheim seine Sparbüchse auf; der Carl hat sein Auskommen und kann eine Frau ernähren; Gustav mit seiner Französin wird warm sitzen, folglich kann ich schon etwas für Franz thun.

Heim. Du bist ein glücklicher Vater!

Waldheim. Ja, das bin ich und danke auch täglich Gott dafür; auch an Albert, den ich, weiß es Gott, wie einen Sohn liebe, werde ich noch Freude in vollem Maße erleben.

Heim. Das will ich meinen! Der Apfel fällt ja nie weit vom Stamm; du hast seinen Vater gekannt, was das für ein Mann war, und doch hat ihn so langes hartes Leiden nicht zerdrückt; und Alberts Mutter — doch wer kannte diesen wohlthätigen Engel hier in dieser Gegend nicht?

Waldheim. Ich glaube, des Barons Gewissen ist nun aufgeweckt genug, er hat hinlänglich gelitten, und es ist Zeit, daß er noch vor seinem Ende ruhige Tage genieße.

Heim. Das soll er — sein Bruder wird ihm ganz verzeihen; Juliens Sohn wird in Amaliens Besitz glücklich seyn, und so muß ja die Verklärte von jenseits mit Wohlgefallen und Segen herabblicken. —

Waldheim. Ich möchte das erste Wiedersehen der Brüder mit anschauen, es muß rührend seyn.

Heim. An Juliens Grab sollen sie sich finden.

So sprachen oft die zwei Alten zusammen, und freuten sich bald ihre Lieblinge zu sehen. Lange hatte der Baron Alberts nicht gedacht,

er scheuete sich seinen Namen zu nennen, weil er immer glaubte, Amaliens Traurigkeit hätte Bezug auf dessen plötzliches Verschwinden; jetzt da er seine Tochter heiter sah, so glaubte er sich geirrt zu haben, und da er Albert immer wohl leiden mochte, so fragte er nun einmal wieder bei Heim nach demselben. Dieser antwortete ihm, daß Alber bald zurückkehren würde, daß er sich aus Kamtschatka, wohin ihn sein Leichtsinn verbannt habe, befreiet, und nächstens bei Waldheim ankommen würde.

Hm! sagte der Baron, und ihm fiel wieder Amaliens plötzliche Heiterkeit ein: Hm! sollte Amalie — höre Heim, du siehst, ich bin dir gut, aber ich fordere auch ein offen Geständniß von dir, sollte Amalie diesen Albert lieben? — du weißt mehr hievon — denn du besitzest ja meiner Tochter Vertrauen. Sprich! ich fordere Wahrheit von dir!

Heim. Wohlan Herr Baron! Amalie liebt — liebt Albert, den Sie von ihrer Seite bannten. Seit den frühesten Jahren schlang Liebe ihr süßes Band um ihre beiden Her-

zen, nie wird Amalie glücklich seyn, als an Alberts Seite.

Baron. Albert? Der Fündling Waldheims? Albert und Amalie — weh dem Mädchen, wenn sie diesen so innig liebt, denn aus dieser Verbindung kann nie etwas werden. — Ich habe ihr den jungen Brandt bestimmt, ich kenne ihn lange, er ist ein liebenswürdiger junger Mann, mit dem meine Tochter glücklich seyn wird. —

Heim. Herr Baron, erlauben Sie mir, ihrem alten treuen Diener, frei und offen zu sprechen. Daß Albert achtungswerthe Vorzüge hat, das haben Sie längstens eingestanden, er hat sich Verdienste erworben; daß nichts als Geburt und Geld ihm fehlen, um ihre Einwilligung zu seiner Verbindung mit Fräulein Amalien zu erhalten, weiß ich — wie nun, wenn Jemand sagte: Herr Baron, Sie haben einst ein großes Unrecht gethan, noch jetzt liegt die Schuld schwer auf Ihnen, und es war Ihnen bisher nicht möglich, das Begangene gut zu machen — das Schicksal bahnt nun den Weg dazu, und Alberts Ver-

bindung mit Amalien kann den wieder an ihren Busen zurückführen, den sie ungerecht verstießen. —

Baron. Bei Gott! Heim ich verstehe — ich begreife dich nicht! sprich deutlicher.

Heim. Noch kann ich nicht — ein Schwur bindet mich, aber heut in vierzehn Tagen — wissen Sie was dann für ein Tag ist? — Es ist Juliens Sterbtag!

Baron (erschüttert). Was soll das?

Heim. Dieser Tag war so lange ein Tag des Kummers für Sie, vielleicht wird er ein Tag der Freude. Aber nun Herr Baron, und wenn Sie mich foltern, bis dahin kein Wort mehr. — Heim ging und ließ den Baron erstaunt zurück, gerne hätte er mehr von jenem zu wissen verlangt, aber er kannte, wie treu der alte Heim sein Wort, wie vielmehr einen Eid hielt. Er mußte sich Gewalt anthun und jenen merkwürdigen Tag in Geduld erwarten.

Achtes Kapitel.

Albert erndtet Dank. — Geschichte des Herrn v. Sch***

Gustav fühlte sich stark genug in kleinen Tagreisen weiter kommen zu können und die zwei Freunde mit Alberts Vater verliessen das einsame Wirthshaus auf der Haide und gingen über Hannover nach Braunschweig; allein hier brach Gustavs Wunde aufs neue auf und sie mußten die Fortsetzung ihrer Reise einstellen; doch versicherte der herbeigerufene Arzt, daß ihr Verzug nicht länger als acht Tage werden sollte. —

Albert durchstreifte eines Tags die Strassen der Stadt, am Gasthofe erwartete ihn ein Bedienter in reicher Livree, überreichte ihm ein Billet, und war, ehe Albert gelesen, hinweggeeilt.

Das Schreiben war von unbekannter Hand und enthielt folgendes:

„Herr Baron! Morgen Abend um vier Uhr wird ein Wagen an der Thür ihres Gasthofes halten, in diesem erwartet Sie und ihren würdigen Vater eine dankbare Familie.“

Albert übergab das Billet seinem Vater, dieser muthmaßte einen Bekannten anzutreffen, und sie beschlossen die Einladung anzunehmen, besonders da Gustav hier einige Freunde gefunden, die sich angelegen seyn ließen, ihm die Zeit bestmöglichst zu vertreiben.

Um die bestimmte Stunde hielt ein schöner Wagen mit vier stattlichen Hengsten vor dem Gasthofe, ein Bedienter bat Vater und Sohn einzusteigen.

Wer ist sein Herr? fragte Albert.

Der Freiherr von Sch*** war die Antwort.

Weder Lindenhain noch Albert war der Namen bekannt, sie setzten sich ein und es ging rasch zum Thore hinaus. Nach zwei Stunden, da es dunkel zu werden anfing, sahen sie ein großes Gebäude völlig beleuchtet

tet vor sich. Bald fuhren sie in einen weiten Hof, in dem ein schönes ansehnliches Schloß stand, alle Fenster waren beleuchtet, und auf einer Altane prangte im transparenten Feuer der Name Albert von Lindenhain; weiter unten: „Heil dem Retter der Unglücklichen.“ Eine herrliche Musik ertönte, zwei ganz weißgekleidete Mädchen empfingen die Gäste und führten sie nach einem großen prächtig gezierten Sale. Beim Eintritt erschallte ihnen von harmonischen Stimmen entgegen:

Willkomm! Willkomm! In Jubellieder
Sei uns gegrüßt! Du gabst uns wieder
Den lang vermißten Vater hier,
Sei uns gegrüßt in unsrer Mitte!
Gott mög erhören unsre Bitte
Und spenden ewig Segen dir.

Ein reizendes Mädchen in altgriechischer Kleidung nahte sich darauf, ergriff Alberts Hand und führte ihn auf einen Thronsessel, nahm eine Lorbeerkrone und bekränzte ihn damit; an zwanzig Personen beiderlei Geschlechts umgaben ihn.

Nimm edler Jüngling, sprach das Mädchen, diese Krone aus den Händen einer dankbaren Tochter, deren Vater dein Muth und dein edles Herz nach sechzehnjährigen Leiden befreite, und dadurch ihn seiner Familie wiederschenkte, die unbewußt ob er lebe, oder nicht mehr sei, ihn diese lange Zeit beweinte!

Darauf fiel der Chor abermals ein:

Den lang Vermißten brachte wieder
Dein Muth in unsre Mitte hier;
Nimm unsern Dank in Jubellieder,
Du edler Mensch von uns dafür!

„Es lebe Albert von Lindenhain, der Retter der Unglücklichen!“ erschallten alle Stimmen, und ein ansehnlicher Mann in der Tracht der Gefangenen aus Kamtschatka, geführt von den zwei Mädchen, die Albert am Wagen empfingen, trat hervor und reichte Albert die Hand.

Kennst du mich noch, edler Jüngling? sagte er.

Wilhelm! rief Albert und lag in des Mannes Armen.

So nannte man mich in jenem Lande des Elendes, wo ich sechzehn Jahre lang schmachtete, bis dein Muth mich mit den andern befreite. Hier bin ich wieder der Freiherr von Sch., durch dich seiner Familie wieder geschenkt, von der er nicht durch Schuld, sondern Unglück getrennt wurde. Durch Zufall erfuhr ich deine und deines biedern Vaters, meines Freundes und Unglücksgefährten Eduards, Anwesenheit in Braunschweig. Ich beschied euch hieher, damit meine Töchter und meine Freunde dem Retter des Vaters und Freundes möchten kennen lernen, und ihm dem Dank zollen, der ihm so reichlich gebührt.

So sprach der Freiherr von Sch., umarmte Albert und dann den Baron Lindenhain, und stellte ihnen seine drei Töchter und die übrigen Anwesenden, meistens Verwandte, vor.

Der Freiherr von Sch., oder wie er in Kamtschatka bekannt war, Wilhelm, hatte gleich vom Anfang dort Alberts Aufmerksamkeit erregt; sein stilles, festes Betragen bei seinen Leiden, sein ruhiger Blick, der nur

dem Unglücklichen, nie aber dem Verbrecher eigen ist, bewirkte bei Albert den Entschluß, ihn unter die kleine Zahl, die er befreien wollte, aufzunehmen, auch gab er ihm beim Abschiede mehr Geld zur weitern Reise, als seinen übrigen Gefährten; der Freiherr nahm es, weil er es damals nöthig brauchte, aber mit dem festen Vorsatz dieses und die übrigen Kosten an Albert reichlich wieder zu erstatten. Er hörte Alberts und dessen Vaters Ankunft in Braunschweig, und ließ sogleich auf seinem Gute Anstalt zu einer kleinen Feierlichkeit, seinem Wohlthäter zu Ehren, treffen.

Albert mußte versprechen den andern vollen Tag wenigstens noch auf dem Gute des Freiherrn zu verweilen, und er that es gern unter diesen dankbaren Menschen, doch aber nur mit dem Bedinge, daß man von Dank kein Wort mehr erwähnen wolle.

Man setzte sich zum frohen Mahle, und der Freiherr versprach am andern Tag seinen Gästen seine traurige Geschichte, die beiden, Albert und seinem Vater, ganz noch unbe-

kannt war, zu erzählen. Herr von Sch. begleitete, nachdem man bis nach Mitternacht fröhlich gewesen, unsern Albert selbst nach seinem Zimmer.

Sie haben, sagte er hier: nicht allein meine Reise von Kamtschatka bezahlt, sondern mir noch reichliches Reisegeld in Copenhagen gereicht; daß Sie mich gerettet haben, kann ich Ihnen nie nach Gebühr vergelten; aber Wiedererstattung des Ausgelegten, werden Sie anzunehmen nicht weigern, besonders da ich es vermag. — Sie haben eine Geliebte, wie ich auf dem Schiffe von Ihnen selbst erfahren habe, dieser ist hier diese Kleinigkeit bestimmt. Keine Einwendung! Sie würden mich und die Meinigen tief kränken, wenn Sie diese Bitte abschlagten. Er stellte mit diesen Worten ein Kästchen auf den Tisch, wünschte Albert wohl in seinem Hause zu ruhen und ging. Es war ein schöner Schmuck nach der neuesten Mode gefaßt, den Albert, der kein Kenner von Steinen war, nicht zu schätzen wußte, dem aber der Herr von Sch. mit 6000 Rthlr. bezahlt hatte.

Am andern Morgen nach dem Frühstücke fing Herr von Sch. an seinen Gästen die Geschichte seiner Unglücksfälle zu erzählen, wie folgt:

„Ich war glücklich verheirathet und lebte mit meiner Gattin, die mir einen Sohn, der für sein Vaterland fiel, und diese drei Töchter hinterließ, still und vergnügt hier auf meinem Gute, nachdem ich mich aus dem Dienste des Herzogs von N. zurückgezogen hatte. Meine jüngste Tochter war zwei Jahre alt, als mein Weib starb, ich fühlte nur zu tief, was ich an ihr verloren und gab mich ganz dem Grame hin, dabei litt meine Gesundheit, und die Aerzte riethen mir auf Reisen zu gehen; ich übergab daher meinem Schwager die Obsorge über meine Kinder und meine Güter und reiste nach Berlin.“

Hier mitten im Getümmel der großen Welt konnte doch nichts meinen Gram mildern, der im Gegentheil noch immer zunahm. Der junge Fürst B. befand sich damals in Berlin, ich hatte Zutritt bei ihm; er hatte noch kein Jahr zuvor ein Mädchen verloren,

an der sein ganzes Herz hing. Auch ihn drückte der Gram, war es daher ein Wunder daß wir uns beide enger an einander anschloßen, unsern Schmerz einer dem andern klagte? Der Fürst war ein edler Mann, nur etwas zu sehr der Schwärmerei ergeben. Er wollte bald nach seinem Vaterlande Rußland zurückkehren, und bat mich ihn dorthin auf ein einsames Landgut ohnweit Moskau zu begleiten. Ich nahm das Anerbieten an, und wir machten Anstalt zur Abreise. Der Fürst hatte auf seinen Reisen Bekanntschaft mit einem gewissen Holder gemacht, dieser war jetzt auch nach Berlin gekommen, und besuchte den Fürsten öfters. Mir gefiel der Mann nicht, seine Grundsätze paßten nicht nach den meinigen; auch bemerkte ich, daß er keinen Wohlgefallen an mir hegte, und mich gerne von der Begleitung des Fürsten nach Rußland abgehalten hätte.

Am Morgen des Tages vor unsrer Abreise fand ich den Fürsten ungemein heiter, und bezeigte ihm meine Verwunderung darüber. Wundern Sie sich nicht über meinen Froh-

sinn; Holder hat mir fest versprochen, ich sollte auf dem Wege nach Petersburg meine Blanka wieder finden; sagte der Fürst zu mir.

Ich. Blanka — die ist ja todt, und Sie Fürst haben Sie ja selbst im Sarge gesehen?

Der Fürst. Leider wahr, lieber Sch. und doch hat mir Holder versprochen, daß ich sie sehen sollte.

Ich. Fürst, lassen Sie sich durch keine Täuschung hintergehen!

Der Fürst. Ich werde meine Vernunft dabei zu Hülfe rufen, und bitte Sie mir beizustehen.

Ich. So viel es nur die Freundschaft immer fordern kann.

Am Abende vor unsrer Abreise kam noch Holder zum Fürsten um Abschied zu nehmen, der Fürst erinnerte ihn an sein Versprechen. — Ich werde meines halten, und ich hoffe, Sie halten das Ihrige, war Holders Antwort; und wir reisten am andern Morgen ab. — Der Fürst war während der Reise oft heiter, oft wieder tief nachdenkend, und sprach täglich vom Wiedersehen seiner Blanka; so

kamen wir in Riga an, am andern Tag war Maskenball und wir besuchten denselben in ganz einfachen Masken. Ein Armenier drängte sich an den Fürsten, gab ihm einen Zettel und verschwand im Gedränge. Der Fürst las: „Folgen Sie einer Maske im grünen Domino, die Ihnen den Namen Blanka nennen wird, aber allein; Holder wird sein Versprechen halten.“

Was werden Sie thun Fürst? fragte ich.

Der Maske unbedingt folgen, erwarten Sie mich in unserm Gasthof, erwiederte er; und ich beschloß ihm unbemerkt zu folgen. Bald erschien ein grüner Domino, lispelte den Namen Blanka dem Fürsten zu, und beide verließen den Saal; ich folgte, vor dem Hause bestiegen sie einen Wagen und fuhren ab; ich eilte dem Wagen nach, den ich aber aus dem Gesichte verlor; ich verfügte mich nach unserm Gasthofe und in zwei vollen Stunden erschien der Fürst; sein Angesicht war blaß, seine Züge verzerrt und seine Kleidung in der größten Unordnung. Ich erschrack.

Holder hat Wort gehalten, rief er mir zu, als wir ohne Zeugen waren: ich habe Blanka gesehen, sie gesprochen, sie hat mir entdeckt wer ihr Mörder sei, und mich, sie zu rächen beschworen.

Ich. Also der Geist Blankas ist Ihnen erschienen? und wer ist ihr Mörder?

Der Fürst. Ja, es war Blankas Geist, es war ihre Stimme, o sie ist mir unvergeßlich, ich konnte nicht irren! — Ihr Mörder — o daß ich den Tyrannen von der Erde vertilgen könnte!

Ich. Fürst! ich will nicht weiter in Sie dringen, aber bei unsrer Freundschaft beschwöre ich Sie, handeln Sie nicht übereilt. Bei Gott! Sie werden getäuscht!

Der Fürst. Nein, lieber Sch., das werde ich nicht. Der Tyrann wollte nie meine Verbindung mit Blanka bewilligen; er ließ sie aus den Armen der ihrigen reissen, die Arme wurde in ein Kloster gesperrt, und da ich sie befreien wollte, so wurde sie mit Gift hingerichtet — ich kam zu spät und fand sie im Sarge.

Von diesem Tage an ward der Fürst wieder trübsinniger als er je vorher gewesen war. Wir kamen in Petersburg an. Der Fürst bezog sein Palais, ich wohnte bei ihm, er ging wenig aus; Abends versammelte sich fast täglich eine Anzahl Männer bei ihm in Geheim; die Versammlung währte allzeit bis tief in die Nacht, ich war davon ausgeschlossen; und so offen der Fürst sonst gegen mich war, so sprach er doch kein Wort zu mir über jene geheime Zusammenkünfte; endlich verließen wir auch Petersburg, und gingen nach O., dem größten Landgute des Fürsten, ohnweit Moskau. Hier wollte ich noch den Sommer verbleiben, und dann in mein Vaterland zurückkehren.

Aber es war vom Schicksal leider, anders beschlossen. —

Eines Tages erhielt der Fürst Briefe aus Petersburg, er war darüber bestürzt, und verfügte sich zeitig in sein Schlafzimmer; ich saß noch in dem meinigen und las, als ich plötzlich einen Lärm im Schloße vernahm; ich dachte an Räuber, ergriff ein Pistol und

eilte nach dem Zimmer des Fürsten, da stürzte sein Kammerdiener, ein Deutscher, mir entgegen und rief: ach! retten Sie unsern Herrn! ich floh nach dem Zimmer und fand den Fürsten auf dem Boden gegen vier Kerls sich vertheidigen, ich schoß und einer stürzte; da wurde ich rückwärts ergriffen, entwaffnet und mit Stricken gebunden, in dem Augenblick sah ich, daß der Fürst einen Dolch zog und sich denselben ins Herz stieß, ich that einen Schrei und sank nieder.

Ich schlug die Augen auf und befand mich in einem Fuhrwerk auf Stroh liegend, an Händ und Füßen gebunden, Militär umgab den Wagen. Ich fragte, was man von mir wolle, warum ich gefangen sei u. s. w.; alle meine Fragen blieben unbeantwortet, man reichte mir einen Schluck Branntwein und ein Stück grobes Brod, und die Reise ging weiter.

Neuntes Kapitel.

Fortsetzung des Vorigen.

Wir kamen nach Moskau, und hier wurde ich in ein elendes Gefängniß geworfen, nachdem ich zuvor am ganzen Körper ausgesucht, und mir alles — ausgenommen die nothwendigsten Kleidungsstücke — abgenommen wurde. Man fesselte mich wie den ärgsten Verbrecher an Händ und Füßen; feuchtes Stroh war mein Lager, Wasser und Brod meine Nahrung.

Nach acht Tagen wurde ich aus meinem Kerker geholt, und vor Gericht geführt. Man fragte mich, wie und wo ich mit dem Fürsten B. bekannt geworden sei? was man in den Zusammenkünften, die in dem Palais des Fürsten zu Petersburg gehalten worden, abgehandelt hatte? Wie lang ich ein Mit-

glied der Propaganda sei? Und endlich, was mich bewogen hätte, mich den Polizeisoldaten zu widersetzen, und sogar einen davon zu tödten?

Ich beantwortete jede Frage wahr und offenherzig und sagte: daß ich mit dem Fürsten B. in Berlin bekannt geworden sei, und ihn nach Petersburg, sodann auf sein Gut O. begleitet habe; daß ich wohl gesehen hätte, daß Zusammenkünfte von mehreren, mir unbekannten Leuten, in dem Palais des Fürsten gehalten worden seien; ihr Zweck wäre mir aber völlig unbekannt gewesen, ich hatte denselben nie beigewohnt, auch habe sich der Fürst nie darüber bei mir geäussert; daß ich nie ein Mitglied der Propaganda, deren Existenz mir ganz unbekannt wäre, gewesen; ich hätte einen Polizeisoldaten erschossen, weil ich ihn nicht gekannt und geglaubt hätte, daß der Fürst von Räubern überfallen worden und ich es mir für Pflicht gehalten hätte, ihm in diesem Falle beizustehn.

Alle meine Aussagen wurden zu Protocoll genommen, und ich in meinen Kerker zurück-

gebracht; aber schon am andern Tag wurde ich wieder vor Gericht geführt, und hier sollte ich bekennen, was ich von der Propaganda wisse, und sollte die Mitglieder nennen, die mir bekannt seien. Ich blieb bei meiner Aussage; da wurde mein Rücken entblößt, und ich erhielt so lange mit Kantschuhen Schläge bis ich ohnmächtig niedersank. Drei Tage durch wurde bei mir diese fürchterliche Execution wiederholt, und ich begreife noch jetzt nicht wie ich diese grausame Marter überleben konnte. Ein heftiges Fieber ergriff mich nun, man reichte mir Arznei und etwas bessere Lebensmittel, und ich genaß um nur ganz elend zu werden. Jetzt erschien mein Urtheil von Petersburg — ich ward für Lebenszeit nach Kamtschatka verwiesen. Du weißt es Lindenhain, wann ich dort ankam, denn du warest schon über fünf Jahre vor mir dort — ich ward dein Freund, aber nie haben wir uns, um keine alten Wunden aufzureissen, die vergangnen Leiden, ja nicht einmal unsere wahren Namen entdeckt. — Du nanntest dich Edward, ich mich Wilhelm.

Sechzehn Jahre seufzte ich dort im Elende, da kam Albert und ward unser Erlöser.

Also auch die Propaganda — auch Holder — rief Albert.

Kennen Sie diesen Holder? fragte der Herr von Sch.

Wohl kenne ich ihn; sagte Albert, und erzählte seinen Vorfall in Petersburg, die Quelle seiner Leiden, und doch seiner Freuden zuletzt.

Um Alberts und seines Vaters Gesellschaft noch einige Tage länger genießen zu können, hatte Herr von Sch. auch Gustav in einem bequemen Wagen von Braunschweig abholen lassen, und bis zu dessen vollen Genesung war an kein Scheiden zu gedenken; doch länger als eine Woche ließ die Sehnsucht Alberts und Gustavs nach ihrem Liebchen sie hier nicht verweilen, und sie reisten daher in kurzen Tagreisen ihrer Heimath zu.

In Dresden erhielten sie Briefe von Heim, der sie bat den Tag vor des Barons Geburtstage ganz in der Stille in Lindenhain einzutreffen, und bei dem Oberförster

abzu-

abzusteigen, da es bis dahin noch zehn Tage waren; so beschlossen sie hier einige Tage zu verweilen.

Sie besahen die Merkwürdigkeiten von Dresden, als plötzlich Gustav sich von einem jungen Mann umarmt sah; es war der junge Pelzig, der Gustav von Dormbach aus kannte, er befand sich eben mit seiner Gattin und seinem Schwiegervater dem Herrn von Wendel hier, und ging nach seinem Gute, welches, wie wir wissen, in der Nähe von Dormbach lag. Welche Freude war es für Wendel, seinen alten, längst vermißten Jugendfreund Lindenhain, an sein Herz wieder drücken zu können; auch Albert zu sehen — den er schon, als dieser bei ihm an seinen Wunden darnieder lag, sehr schätzte — war ihm großes Vergnügen; auch Amalie Pelzigs Gattin empfing ihren Pflegling mit aller Freundschaft, und sagte ihm, wie sehr seine Amalie ihre Freundin sei. Daß es hier viel zu erzählen gab, versteht sich, und es wurde beschlossen, daß sie zusammen nach Dormbach am andern Tage abreisen wollten.

Allein Albert sollte noch vor seiner Abreise von Dresden zu seinem größten Leidwesen erfahren, daß ihn seine Menschenkenntniß, die er in Kamtschatka so sehr damals seinem Vater anprieß, sehr getäuscht habe. Wir erinnern uns, daß er selbst aus der großen Anzahl der Verwiesenen, die wenigen auswählte, die er am würdigsten glaubte, daß sie Freiheit verdienten; daß er sich gewiß glaubte keinen Verbrecher, sondern nur Unglückliche zu befreien; indem er nicht die menschliche Gesellschaft mit Taugenichts und schädlichen Mitgliedern, woran ohnehin kein Mangel ist, bereichern wollte. Er glaubte alle genau geprüft zu haben. — Aber welchem Menschen ist es vorbehalten das Herz seiner Mitbrüder gründlich zu durchschauen? Wie oft nimmt nicht der Mensch die Larve der Heuchelei vor, die der größte Menschenkenner für natürlich annimmt? Freilich in der Länge kann er fast niemals seine Tücke ganz verbergen; aber da unter seine Larve zu blicken, dieses zu beobachten, dazu gehört ein wahrer Menschenkenner, und dieß war

der gutherzige, mit der Welt noch wenig bekannte Albert, keineswegs. Er hatte einen großen Fehlgriff gethan.

Unter den zwölf Verwiesenen die er befreite, die er noch in Copenhagen reichlich beschenkte, und nichts für seinen Dank forderte, als daß er sie bat, hinführo nützliche Glieder der menschlichen Gesellschaft zu werden, befand sich ein gewisser Mensch, der in Kamtschatka den Namen Klaus führte, eigentlich aber Nicolaus Fischer hieß, und ein Sachse von Geburt war. Albert hatte ihm 60 Rthlr. Reisegeld in Copenhagen nebst 20 Rthlr. für die nöthigsten Kleidungsstücke gegeben; hinlänglich um sein Vaterland damit erreichen zu können. — Allein Fischer, der ein grundschlechter Mensch war, Jahre lang seine Gefährten getäuscht hatte und auch unsern Albert, hatte kaum Deutschlands Boden betreten, als er jetzt frei und unbeobachtet, sich seinen vorigen Lastern, dem Trunk, der Völlerei und dem Diebstahle gänzlich wieder hingab. Schon in Hamburg hatte er sein, von Albert erhaltenes, Geld durchgebracht,

und sich dann mit Betteln und Stehlen in sein Vaterland fortgeholfen.

Dieser Fischer erblickte Albert und seinen Vater in einer Straße von Dresden, und trat ihnen in Weg. Höchst armselig, zerlumpt und zerrissen war seine Kleidung, und Albert erkannte ihn nicht, bis er sich zu erkennen gab und seinen Namen nannte. Albert fragte ihn, wie es komme daß seine Umstände nicht die besten seien, ob er keine Hülfe, keine Unterstützung von den Seinigen erhalten hätte? Fischer erzählte ein Mährchen, daß alle seine Verwandten gestorben seien, daß er sein bischen Eigenthum in fremden Händen gefunden, und seiner Armuth wegen nicht im Stande sei, einen Rechtsstreit deßwegen zu führen; er daher Willens sei als Bedienter in Dienst einer Herrschaft zu treten; allein auch dieses falle ihm hart, da er keine Empfehlungen hätte, und mit Kleidung gar nicht versehen sei.

Mitleid durchdrang das Herz des guten Alberts. Einen Menschen aus einem Elend

befreit zu haben, um ihn in ein größeres zu stürzen, schien ihm grausam, und er bot ihm seine Hülfe an: versprach ihn mit sich zu nehmen, und ihm einen Dienst auszuwirken, bei dem er leben könne. Er nahm Fischer mit nach dem Gasthofe, ließ ihm ohne Verzug mit Kleidung versehen, und behandelte ihn mehr wie einen Freund als einen Diener. —

Am zweiten Abend kam Albert etwas spät nach Haus, und legte sich sogleich zu Bette. Am andern Morgen weckte ihn sein Diener und sagte: daß ein Herr ihn zu sprechen verlange. Albert sprang aus seinem Bett und ließ den Fremden eintreten; dieser war ein Polizei-Commissär, der ihn ersuchte sich nach dem Polizeiamte zu verfügen, indem seine Gegenwart dort nöthig sei. Ohne weiters zu fragen, kleidete sich Albert an und verfügte sich dahin. Der Polizeidirektor, der sich mit mehreren Räthen hier anwesend befand, fragte erst Albert um seinen Stand, Heimath, Pässe u. s. w., sodann ob er nicht hier in Dresden bestohlen worden sei?

Albert. Dieß glaube ich nicht, doch kann ich das Gegentheil auch nicht behaupten, indem ich gestern und heute meine Sachen nicht nachgesehen habe.

Polizei-Direktor. Führen Sie kein Kästchen mit Schmuck bei sich?

Albert. Ja! das Geschenk eines Freundes.

Polizei-Direktor. Vermissen Sie dieses nicht.

Albert. Vorgestern war es noch in meinem Besitze.

Polizei-Direktor. Wollen Sie das Kästchen beschreiben und dessen Inhalt angeben?

Albert. Das Kästchen ist von Mahagoni, mit einem silbern Schlosse, es befinden sich darinnen zwei Ringe von Diamanten, ein anderer Ring von Rubinen, ein Paar Ohrgehänge von Perlen, nebst einer Damen-Repetir-Uhr mit Brillanten garnirt.

Ist es dieses? fragte der Polizeidirektor

und zog das Kästchen, welches Albert vom Herrn von Sch. erhalten hatte, hervor.

Albert erstaunte, er konnte nicht begreifen, wie dieses Kästchen, das er wohl in seinem Koffer verwahrt hatte, daraus abhanden gekommen sei, und bat um Erklärung deßwegen: Der Polizeidirektor gab sie ihm mit folgenden Worten:

„Sie haben vorgestern einen Menschen von der Straße hinweg in ihren Dienst genommen, dieser war schon längst wegen Diebstahl verdächtig, und wurde deßwegen von der Polizei scharf beobachtet; heute früh ging dieser Mensch zu einem Juwelier und bot ihm einen Ring zum Verkauf an; ein Polizeidiener war ihm nachgegangen, er wurde verhaftet, und man fand nebst dem Ringe dieses Kästchen bei ihm; er sagte daß er in ihren Diensten sei, und man beschied Sie darum hieher. — Hier haben Sie ihre Sachen wieder, aber lassen Sie sich es zur Warnung seyn, keinem Ihnen unbekannten Menschen zu trauen.“

Beschämt gestand Albert, daß seine Menschenkenntniß, und sein gutes Herz ihn so schändlich betrogen hatten. Er erzählte, wie und wo er den Menschen hattte kennen lernen. Dankte dem Polizeidirektor, drückte dem Commissär ein Geschenk in die Hand, und ging gewitzigt seinem Gasthofe zu.

Zehntes Kapitel.

Rückblick nach Lindenhain.

Amaliens Vater, der Baron von Lindenhain, hatte über die Rede des alten Heims nachgedacht. Jenem Albert, dem Fündlinge seine Tochter zu geben, war ihm unmöglich; dieser Liebe mußte entgegen gearbeitet werden. Aber wie? Auch den jungen Brandt hatte Amalie bestimmt ausgeschlagen, obgleich sie gegen diesen gar keine Einwendung machen konnte. Da fiel dem Baron ein Gedanke ein, der aber schnell, weil Albert bald erwartet wurde, ausgeführt werden mußte.

Des Barons verstorbene Gattin, die Mutter Amaliens hatte eine Schwester, derer Gemahl an einem Hofe eines unserer Duodez-Potentaten erster Minister, Geheimerath,

Oberhofmarschall und Kommandant der zwanzig Mann starken Leibgarde des Fürsten, seine Gemahlin aber Oberhofmeisterin und erste Ehrendame gewesen war. Aus dieser titelreichen- aber an Einkünften armen Ehe, war ein Sprößling da, der jetzt das vier und zwanzigste Jahr erreichte hatte, dieser sollte nun erscheinen, und Amaliens Gatte werden.

Sein Vater war bereits gestorben, hatte ihm nichts als eine elende Hoferziehung hinterlassen, die Mutter lebte von einem kleinen Gnadengehalte, der eben hinreichte, daß sie noch täglich ihren Zichorienkaffe und alle hohe Festtage einen Braten auf dem Tische hatte. Der Baron glaubte hier also ein gutes Werk zu verrichten, und ersuchte die Schwägerin mit ihrem hoffnungsvollen Sohne, der Kammerjunker war, den aber der Baron nicht kannte, nach Lindenhain zu kommen; und diese versäumte keinen Augenblick dieser vortheilhaften Einladung zu folgen. Sie kamen. Die Schwägerin, die noch den Geruch der Hofetiquette mit sich umherschlepp-

te, sich trotz ihrer Poverte' ein pretiöses Air gab, unendliche Pretensionen machte, keinen Bürgerlichen auf zehen Schritte nahe, riechen konnte, gefiel dem Baron keineswegs, aber ihr Sohn der Kammerjunker hatte seinen Beifall; allein der alte Heim schätzte ihn bald für das, was er wirklich war, für einen Heuchler; und ein solcher ist eine wahre Schlange hinter Sträuchern verborgen. Ein Heuchler ist allzeit ein Bösewicht, Heuchelei ist seine einzige Freundin, sie verdrängt die Spiegel, die ihm sein wahres Bild zeigen könnten, sie hat für ihn einen eignen geschliffen, in ihrem Busen verbirgt er seinen schönen Blick — vor sich selbst. — Offenherzigkeit, der Aushängschild des biedern Mannes, ist seine geschworenste Feindin, die allgemeine Losung der Natur, ihr heiligstes Gebot: Zeige dich wie du bist, — hat er ganz abgeschworen; er lächelt, wenn er grollt, sein linker Arm umschlingt seines Bruders Nacken, sein Mund rundet sich zum freundlichen Kuß, indeß die rechte den vergifteten Dolch zieht, und ihn in die Brust des Umarmten stößt.

Der Heuchler ist ein Prunkwerk der Kunst, wo diese prangt, versteckt sich die bescheidene Natur. — Nie legt der Heuchler die Maske, die er trägt, von sich, er ist fest überzeugt, daß er sich ganz allein kennt, darum zittert er vor jedem festen Blicke, bei den stummen Bewegungen fremder Lippen, die sich zu Worten aufschließen, zittert daß ein andrer das Bild erkenne; — sein eignes — vor dem er selbst so oft zurückbebte, das sein Selbstgefühl treu malte, seine schmeichelnde Eigenliebe aber in ein falsches Licht stellte. Dieß Selbstgefühl folgt ihm überall, sein männlicher Fußtritt donnert ihm überall ins Ohr, überall sieht er die Hand, die seinem vom Staunen aufgerissenen Auge sein eignes Bild vorhält; — er wagts nicht, um sich zu blikken, er fürchtet seinen Schatten zu sehen, die unbekannteste Miene ist ihm schrecklich, er fürchtet verwandte Züge zu erblicken. — Auch die leblose Natur hat sich gegen ihn verschworen, er bebt, wenn der Bach murmelt, die Bäume ihre Blätter unwillkührlich schütteln, dann rollt ein kalter Schauer über seine

Haut vom Wirbel bis zur Ferse. Dieß ist das wahre Bild des Heuchlers.

Wie hoch erhaben steht gegen dieses das Bild des braven offnen Biedermannes? Dieser versteckt nicht absichtlich seine Gesinnungen hinter blendende Reden oder täuschende Handlungen, er ist überzeugt, jeder wird in jedem seiner Worte, in der unbedeutendsten seiner Handlungen das Gefühl wieder finden, mit welchem er es aussprach, mit welchem er sie vollbrachte. Darum liegt der Stempel der Bravheit oft so flach auf den edelsten Handlungen, darum sind die schönsten Gesinnungen in ihren Zeichen oft so viel- und leichdeutig. Das Herz, welches seinen Handlungen diesen flachen Stempel aufdrückte, seinen innigsten Gefühlen diese so leicht gemißdeuteten Zeichen gab, drückte ihn darum nicht schärfer auf, gab darum jenen Zeichen nicht redendern Ausdruck, weil, so lange es handelte, so lange seine schönen Gefühle über die Lippen strömten, jeder That und jedem Worte dieß unverkennbare Zeichen des Ursprungs derselben von ihm ertheilt ward.

Gewohnheit gibt Gleichgültigkeit gegen das angenehmste liebste Geschäft, aber die Meisterfertigkeit, die eben diese Gewohnheit gibt, ist auch an dem Werke unverkennbar, das der Künstler im Augenblicke des edelsten Ueberdrusses und der lauesten Gleichgültigkeit schuf.

Jenes war das Bild des heuchlerischen Kammerjunkers, dieses des biedern Alberts. Obgleich der Baron von jenem eingenommen war, so brauchte es doch nicht einmal Heims Warnung bei Amalien, sie durchschaute bald den Elenden, und verachtete ihn so tief, wie sehr sie ihren Albert liebte; und legte ihre Verachtung gegen Dorsten, so hieß der Kammerjunker, öffentlich an Tag.

Jetzt schien der sonst nachsichtige Vater Strenge gebrauchen zu wollen, er forderte von Amalien, da sie schon den jungen Pelzig und Brandt ausgeschlagen habe, an denen beiden nichts auszusetzen sei, daß sie dem Kammerjunker, den er ebenfalls sie zu besitzen würdig hielt, ihre Hand reichen solle, und daß er keine leeren Einwendungen von

ihrer Seite mehr dulden würde; dabei gab er ihr zu verstehen, daß ihm ihre thörichte Liebe zu Albert, wie er sie nannte, bekannt sei, die er aber nie billigen würde.

Verzeihe, liebes Väterchen! sagte Amalie: habe nur noch wenige Tage Geduld mit mir, und du sollst mit deiner Tochter zufrieden seyn. Was den Albert betrifft, so wirst du ihn mir noch zum Eheherrn aufnöthigen wollen; aber Amalie wird sich nicht lange nöthigen lassen, sie küßte ihm die Hand und hüpfte hinaus.

Nun, das wird wahrhaft nie geschehen, darauf kannst du lange warten! rief der Baron ihr nach.

Da trat seine Schwägerin die Frau Oberhofmeisterin Excellenz ein.

Bon jour, mon Baron! rief sie mit ihrer disharmonischen quickender Stimme: Sie thaten mir den Vorschlag unsere Häuser noch enger, durch eine Mariage, zwischen meinem Sohne dem Kammerjunker Freiherrn Emil von Dorsten und ihrer Fräulein Tochter Amalie von Lindenhain zu verbinden. Obgleich

die von Dorsten, und meine Ahnen, die von Perlstein, weit älter als die von Lindenhain sind — denn ein Perlstein turnirte schon unter dem Kaiser — wie hieß er doch? —

Der Baron. Tites Vespasian vermuthlich —

Frau von Dorsten. Ja, so ohngefähr — und ein Dorsten war schon Premier-Minister beim Könige —

Der Baron. Heliogabeles — ja, ich weiß es Frau Schwägerin, die Lindenhain sind jünger, denn der erste von Lindenhain kömmt erst unter dem Könige Saul vor, wo er als Gesandter an die Großherzogin von Endor geschickt wurde.

Frau von Dorsten. Nun sehen Sie selbst mon cher Baron, daß ihre Fräulein Tochter keine Mesalliance mit meinem Emil gethan hätte — au contraire — allein Fräulein Amalie scheint gar kein Attachement für meinen Sohn zu haben, obgleich der junge Mann ein air noble, und eine education erhalten hat, die einen Prinz zieren würde, auch dabei höchst aimable ist. —

Die

Die Zudringlichkeit der Schwägerin und des Kammerjunkers machten den Baron toll; er war gewöhnt immer sein Wort zu halten, und hatte es halb und halb diesen beiden gegeben; die Abneigung Amaliens zu jeder Verbindung schrieb er ganz allein jetzt der Liebe zu Albert zu, die er doch nie zugeben könnte, und beschloß daher ernsthaft mit Amalien zu sprechen. Er ließ sie kommen.

Amalie! redete er sie an: Ich bin alt — Gram und Kummer hat mich vor der Zeit gereifet. Dich noch vor meinem Tode versorgt zu wissen, das heißt dir einen Gemahl zu geben, der dich liebt, ehrt und schätzt, ist meine Sorge, die mich stündlich drückt. Glaube mir Tochter, das Leben ist kein Spiel! Es gehört mehr als Ein Herz dazu, es mit Freude, es mit Geduld zu tragen. Allein seyn im Leben, ist ein großes, vielleicht das schwerste Unglück. Diesem ausgesetzt, möchte ich dich nicht von dorther erblicken, wo ich bald seyn werde. Darum liebe Amalie mache deinen Vater, der dich liebt, dem dein Glück, deine künftige Zufriedenheit und Ruhe sehr

am Herzen liegt, noch heute die Freude und verspreche dem Kammerjunker, der dich liebt, der mir ein Mann scheint, und wie ich durch Menschenkenntniß weiß, auch ist, mit dem du glücklich seyn kannst, deine Hand. — Keine Einwendung! du willst nicht wählen; da dich eine niedrige Neigung umstrickt, da dein Herz eine thörichte Hoffnung hegt, die nie erfüllt werden kann; folglich muß ich für dich wählen, damit du nicht nach meinem Tode, der nicht weit entfernt ist, eine Thorheit begehst, die dich nur unglücklich machen würde. Morgen kömmt der Rath Haller, er wird die Ehepakten aufsetzen, und morgen bist du die erklärte Braut des Kammerjunkers von Dorsten.

Er ging, ohne ein Wort von Amalien zu hören, die in Verzweiflung da stand und die Hände rang. Sie kannte den festen Sinn ihres Vaters, war sie erst einmal Dorstens Braut, dann wäre selbst der Himmel nicht im Stand, sie vor dieser Heirath zu schützen. Hier stand sie, alle ihre süße Hoffnung, die sie bald erfüllt zu sehen glaubte, schien zer-

trümmert vor ihren Füßen zu liegen. Das Mädchen fühlte mit ganzem Herzen, liebte, wie nur ein Mädchen lieben kann, fürchtete jetzt alles, hoffte nichts mehr, oder hoffte es nur, um die Hoffnung zu verwerfen, und sich alsdann desto unglücklicher zu fühlen. Matt schwebten die Augen zwischen thränenschwangern Wimpern, und sahen verzweifelnd zu einer verhaßten Zukunft auf; auf die Wangen grub plötzlich der Gram wieder seine Züge und verwischte die Blüthenfarbe der Freude, die erst seit kurzem auf ihrem holden Antlitze prangte; ihr Haupt sank auf die Brust, und nun stürzten Thränen in ihren Busen. Sie fühlte sich auf einmal ganz unglücklich, da ihr vor wenigen Augenblicken ihr Glück so nahe stand.

Trösten Sie sich, liebes Fräulein, sprach der alte Heim, als Amalie ihm die Trauerpost unter häufigen Thränen hinterbrachte. Trösten Sie sich, es wird so arg nicht werden, wir wollen schon ein Mittel ersinnen, daß es nicht so kommen soll.

Amalie. O Gott! und welches? Es ist

nicht möglich meinen Vater in dieser kurzen, von ihm selbst bestimmten Zeit, auf andere Gesinnungen zu bringen. Was kann ich ihm sagen, von meiner Liebe zu Albert?

Heim. Lassen Sie mich sorgen; wie, weiß ich freilich noch nicht, aber genug, ich will es dahin bringen, daß der Kammerjunker nie ihre Hand bekomme.

Das wollen wir sehen, alter Villain! rief die Frau Oberhofmeisterin, die in Eintreten die letzten Worte gehört hatte. Warum soll mein Sohn nicht die Hand meiner nièce erhalten?

Heim. Weil sie mit ihm unglücklich seyn würde.

Frau von Dorsten. Unglücklich! — Hör er alter Patron, es ist unschicklich wenn Domestiken sich um die Angelegenheiten ihrer Herrschaft bekümmern. Thue er nicht mehr, als ihm zukömmt, oder er soll mich und meinen Sohn kennen lernen!

Heim. Kenne meine Leute gleich beim ersten Anblicke — brummte er und ging.

Da flogen ihm noch ein Dutzend Schimpf-

wörter aus dem hochadligen Munde nach, mit der Drohung ihn bei dem Baron zu verklagen; die sie auch sogleich ins Werk setzte. Der Baron ließ den Alten rufen.

Heim, sprach er: ich vernehme von dir seltsame und ungewohnte Dinge, du hast dich gegen meine Schwägerin unartig betragen.

Heim. Herr Baron, ich bitte deßwegen um Verzeihung, und kann zu meiner Entschuldigung nichts sagen, als daß ich von der gnädigen Frau zuerst beleidigt wurde.

Baron. Wozu du ihr wahrscheinlich magst Gelegenheit gegeben haben.

Heim. Ich sprach mit Fräulein Amalien von ihrem Sohne dem Herrn Kammerjunker, und wußte nicht, daß Excellenz sich aufs Horchen verlege.

Baron. Das ist es eben, was ich von dir hören wollte. Heim, was hast du mit meiner Tochter über mein fest gesetztes Vorhaben zu sprechen? Wie kömmt es, daß du meinen Plan mißbillst, und geradezu dich erklärst: Amalie solle nicht die Gattin meines Vetters werden?

Heim. Weil ich ihr edles Herz kenne, nur zu gut weiß, daß Sie nie ihre Tochter zu einer Verbindung zwingen werden, die sie nur unglücklich machen würde. Sie glauben den Kammerjunker zu kennen, aber Herr Baron, Sie kennen ihn nicht; nicht Amalien will er heirathen, nur ihr Vermögen will er, und das Fräulein betrachtet er als eine Zugabe. —

Prüfen Sie ihn, und habe ich nicht recht, so will ich noch in meinen alten Tagen Stekkelknecht bei einem Freikorps werden.

Heim ging; und der Baron dachte doch über Heims Reden nach. Unglücklich seine Tochter zu machen — das wollte er nicht; er glaubte sie mit Dorsten glücklich. Wohlan! sprach er: ich will Mutter und Sohn heute noch prüfen, bestehen sie aber die Probe, dann soll mir Heim schweigen, und Amalie folgen.

Eilftes Kapitel.
Die Falle.

Der Baron und Heim hatten eine Stunde lang eine geheime Unterredung, deren Resultat uns bald bekannt werden wird. —

Aber, sagte am Ende der Baron: wenn sie die Probe bestehen?

Heim. Dann will ich selbst der Erste seyn, der Fräulein Amalie zuredet, des Kammerjunkers Gemahlin zu werden.

Baron. Wohlan es sei; ich will dem Rath Haller entgegen reiten und die Sache mit ihm verabreden.

Heim. Und ich will mich dem Kammerjunker in Weg stellen, er wird seiner Gewohnheit nach bald wieder auf den alten Text kommen, dann will ich vorarbeiten.

Der Baron ritt fort, versprach seiner Schwägerin noch vorher vor Tische wieder zu kommen, und so bald der Rath eintreffen würde, sollte die Verlobung der jungen Leute vor sich gehen. Heim ging in die Bibliothek des Barons, wo er den Kammerjunker wußte und machte sich dort ein Geschäft, indem er einen großen Folianten nahm und darin blätterte.

Kammerjunker. Ah! guten Morgen Herr Verwalter; wenn ich Sie vielleicht in Geschäften störe, so will ich abtreten.

Heim. Ganz und gar nicht, gnädiger Herr, will nur hier den Ertrag von Lindenhain von vorigem Jahre durchsehen, und das hat Zeit auf ein andermal.

Kammerjunker. Das Gut mag wohl viel eintragen, noch hat mir es der Baron nicht gesagt, verlange es im Grund auch nicht zu wissen, allein da es doch einmal meiner zukünftigen Gattin zufällt — so —

Heim. Verstehe — nicht mehr als billig, der künftige Gatte von Fräulein Amalie muß ja billig wissen, was einst seine Gemah-

lin erhält. Wundert mich, daß der Herr Baron dieses Ihnen noch nicht bestimmt gesagt hat. — Wegen den Einkünften von Lindenhain, da kann ich Ihnen dienen, diese sind nach allem Abzug sehr gering; sehen Sie hier: voriges Jahr kaum 1500 fl. Das lohnt sich nicht der Mühe, aber die Kapitalien des Herrn Barons die betragen viel, sehr viel — aber genau kann ich dieses nicht bestimmen, dieses schlägt nicht in mein Fach, ich bin nur Verwalter von Lindenhain.

Kammerjunker. Aber, mon cher, Sie wissen doch wo diese Kapitalien stehen.

Heim. Ja, alle bei Holzer und Compagnie. — Können wohl so 100,000 fl. betragen.

Heim ging, er hatte seinen Zweck erreicht, und der Kammerjunker eilte zu seiner Mutter.

Ich habe, rief er: dem alten Brummbär auf den Zahn gefühlt, ma chère mère, das Lindenhain hier würde nicht lohnen die Dorfprinzeß hier zu erlösen, aber 100,000 fl. Kapitalien, die machen die Erlösung werth.

Frau von Dorsten. Freilich, mon

fils, ob aber der Alte auch sogleich ausrücken wird?

Kammerjunker. Sorgen Sie nicht, will ihm schon den Kotzen streichen, 30,000 fl. muß er sogleich zur Einrichtung ausrücken, und alle Jahr 5000 fl. einstweilen sichern, dann kann er wohl meinetwegen noch zwei Jahre lang leben, aber länger würde es mich geniren.

Frau von Dorsten. Ist eine schöne Summe 100,000 fl. — Heut zu Tage trift man leider wenig Fräulein mit solchem Vermögen an.

Kammerjunker. Wäre aber auch dieß nicht, so würde ich nie das Fräulein von Steinberg verlassen, und hier die Dorfnimpfe zur Gemahlin erheben. Aber 100,000 und 6000 ist ein Unterschied, der nicht unbemerkt bleiben kann. Werde viel Mühe haben ihr die Dorferziehung auszutreiben, und ihr den bon ton einzuprägen.

Heim hatte nur zu viel Recht, daß er seine Leute kenne, hier wenigstens, wie wir sehen, hatte er sich nicht geirrt.

Jetzt kam der Baron von seinem Spazierritte zurück, und eine Stunde nach der Mittagstafel wurde der Rath Haller gemeldet. — Der Baron empfing diesen und einen Notarius, den er mitgebracht hatte in Gegenwart seiner Schwägerin und des Kammerjunkers. Man machte Anstalt die Ehepakten aufzusetzen, und Amalie wurde gerufen. Wie ein Lamm zur Schlachtbank schwankte sie nach dem Saale.

Fassen Sie Muth! rief ihr noch einmal Heim vor der Thüre zu: nennen Sie mich einen Spitzbuben, wenn Sie nicht binnen einer Stunde von diesen Menschen befreiet sind.

Amalie trat ein. Der Notar packte sein Schreibzeug aus, man nahm Platz um den Tisch her, und die Formalien nahmen ihren Anfang.

Meine Tochter ist meine einzige Erbin, sagte der Baron: da ich, indem ich still und ohne Aufwand lebe, genug an den Einkünften von Lindenhain habe, so übergebe ich alles was ich habe, nemlich ein Kapital von

100,000 fl. an meine Tochter hier, unter dem Beding, daß dieses Kapital immer bleibe und sie die jährlichen Interessen ziehe; bekommt sie Kinder, so ist das Kapital diesen, die Zinsen aber Amalien so lange sie lebt; 3000 Gulden gebe ich ihr zur Ausstattung; 5000 Gulden und ihres künftigen Mannes Gehalt werden zur Bestreitung des Haushaltes hinreichen. Das Haus Holzer und Kompagnie, wo meine Kapitalien — Holzer und Kompagnie! rief der Rath Haller aus: Bei Holzer und Kompagnie haben Sie Ihr Kapital stehen, Herr Baron?

Baron. Ja, Herr Rath — hier sind die Papiere — warum dieser Ausruf von Ihnen?

Haller. Also Sie wissen nicht —

Baron. Was soll ich wissen?

Haller. Erfahren müssen Sie es doch, und es thut mir leid, daß ich der Ueberbringer dieser Nachricht seyn muß: Das Haus Holzer und Kompagnie hat vor acht Tagen Banquerott gemacht, und zahlt nicht mehr als zehn vom Hundert.

Baron. Gott! so bin ich ein armer Mann!

Aufgesprungen war Frau von Dorsten bei dieser Nachricht, klapperte für Schrecken mit ihren drei Zähnen, und konnte kein Wort sprechen. Peste! rief der Kammerjunker und kauete an den Nägeln.

Armes Kind! rief der Baron, und schloß seine Tochter in seine Arme. Nur deinetwegen thut mir dieser Verlust leid. So bleiben dir nur noch 10,000 fl. —

Amalie. Und ihre Liebe — und ich bin reich genug.

Baron. Auch die Liebe des Kammerjunkers wird dir dennoch bleiben, denn wie oft hat mir der gute Vetter versichert, daß er dich nur deinetwegen allein liebe.

Jetzt erst war Frau von Dorsten zur Sprache gekommen.

Aber Herr Schwager! rief sie: von der Liebe allein kann man nicht leben, mein Sohn muß ein Haus machen seiner Geburt, seinem Range nach, ich kann mich von meinem Wenigen nicht entblößen — (sie hatte außer ih-

rem Gnadengehalt nichts) folglich werden Sie einsehen —

Baron. Ja, ich sehe ein, daß Ihnen diese Heirath nicht mehr ansteht, allein da ihr Sohn still schweigt, so glaube ich daß ihm meine Tochter mit 10,000 fl. noch so werth ist als sie ihm vorher mit 100,000 fl. werth war. Nicht wahr Vetter?

Kammerjunker. Ich verehre, schätze und liebe Fräulein Amalien blos ihren glänzenden Vorzügen und Tugenden wegen, würde mich in ihrem Besitze ganz glücklich fühlen — nur muß ich leider die Ehre haben zu bemerken, daß — daß —

Baron. Daß Sie meine Tochter nicht mehr haben wollen?

Kammerjunker. Nicht das — wie gesagt, ich würde mich glücklich schätzen, obgleich wie es scheint, Fräulein Amalie wenig attachement zu mir bezeigt; aber wie meine Frau Mutter weislich bemerkten —

Baron. Genug — die Verbindung ist aufgehoben. Frau Schwägerin, wir bleiben deßwegen doch gute Freunde. Sie wollten

morgen die Heirath in der Residenz ihren Freunden ankünden, dieses kann freilich nun nicht mehr seyn, allein von der Reise will ich Sie darum nicht abhalten; und mein Wagen und Pferde stehen morgen früh zu Befehl.

Das war beinahe so viel gesagt als: Marschiret ab. Da der Wink handgreiflich war, so ging auch ohne weiters Mutter und Sohn nach ihren Zimmern, um Anstalten zur Reise zu machen, und packten ihre sieben Sachen ein.

Da floh der Kummer von Amaliens Antlitze.

Gute Amalie! rief der Vater: verzeihe mir, daß ich dich bald an jene schändliche Menschen verkauft hätte. Sie sind niederträchtig schmutzig, eigennützig und dumm dabei, sonst hätten sie leicht die Falle sehen können, die ich ihnen stellte, und ihr ausweichen können. Heim machte mich aufmerksam und er hatte recht, ich war blind. Ich habe keinen Heller verloren, sondern mit meinem Freund Haller hier die Sache abgeredet. Laß Wein bringen Amalie und ruf den Heim,

auch er muß mittrinken, und ich will ihm danken, daß er mich von meiner Blindheit heilte.

Leicht wie ein Reh hüpfte Amalie fort, fiel dem alten Heim um den Hals und gab ihm einen Kuß, daß dem alten Patron ganz schwindlich davon wurde. — Am andern Morgen war Frau von Dorsten mit ihrem Sohn auf der Reise nach der Residenz. Wie leicht athmete jetzt Amalie? — Zwar erklärte ihr Vater, daß sie die thörichte Hoffnung wegen Albert aufgeben müsse, indem er nie seine Einwilligung zu dieser Verbindung reichen könne; allein da jetzt Zeit gewonnen, da kein anderer Liebhaber und respectiver Ehekandidat sogleich vorhanden war, so beruhigte sie sich; besonders da Heim ihr versicherte, daß Albert längstens in vierzehn Tagen eintreffen müsse.

Zwölf=

Zwölftes Kapitel.

Ein längst Verlorner erscheint.

Oft vermag die schöpferische Phantasie nicht so seltsame Begebenheiten zu ersinnen, als sich durch die Wirkungen des launigen Zufalls nicht selten wirklich ereignen; nichts was möglich ist, kann wunderbar seyn; und wir haben im wirklichen Leben der Beispiele genug, daß unerwartete Ereignisse oft dieser und jener erlebte. Personen, welche Meere und Welttheile trennten, finden sich oft unvermuthet wieder an weit entfernten Orten, und die unbedeutendste Handlung liefert oft den Stoff zu den weitläufigsten Begebenheiten. —

Julie, Alberts Mutter, die der Gram nur zu früh dahin raffte, hatte einen Bruder, einige Jahre älter wie sie, der in sei-

ner Jugend ein höchst gutherziger, dabei aber sehr wilder, Knabe war. Als Jüngling war ihm die Welt zu enge. Reisebeschreibungen, Robinsonaden, Welt- und Erdkunde waren seine einzige Unterhaltung, sie und mehrere Sprachen seine Kenntnisse; als er nach dem Tod seines Vaters in seinem achtzehnten Jahre heimlich seine Heimath verließ, nach Holland ging und da als Seesoldat auf einem Schiffe, das nach Ostindien absegelte, Dienste nahm. Seine betrübte Mutter, seine ihn herzlich liebende Schwester hatten bei all ihrem Bestreben nie eine Nachricht von ihm einziehen können; selbst Lindenhain, da er Julie zur Gattin nahm, gab sich alle Mühe Nachricht von seinem Schwager Adolph zu bekommen. Vergebens, keine Spur war von ihm auszufinden.

Adolph war Unteroffizier, als das Schiff, worauf er sich befand, die Küste Coramandel in Ostindien und zwar Cochin, welches damals noch den Holländern gehörte, erreichte. Hier bat er um Landdienste, welches

man ihm gewährte, und er kam unter das Schweizer-Regiment von Meüron, damals im holländischen Solde.

Seine Aufführung war gut, seine körperliche Bildung männlich schön und seine Kenntnisse vermehrte er jetzt in seinem neuen Stande mit eiserm Fleiße; so kam es, daß er nach zwei Jahren, da das Regiment nach Colombo auf der Insel Ceylon verlegt ward, bereits zum Offizier vorgerückt war. Jetzt hätte er leicht die Seinigen aus der Ungewißheit wegen ihm reissen können; allein er hatte sich vorgenommen nicht eher etwas von sich wissen zu lassen, als bis er in dem Range als Hauptmann sich zeigen und ihnen zugleich einige Unterstützung reichen könnte. Schon in seinem sieben und zwanzigsten Jahre wurde er Hauptmann, allein erspart hatte er sich wenig; sein gutes Herz, jeden Nothleidenden zu unterstützen, war die Ursache. Jetzt nahm er sich vor, einige Jahre für die Seinigen so viel als möglich zurückzulegen, und es ihnen selbst, da

er dann Urlaub nehmen wollte, zu überbringen.

Eines Tages hatte sich Adolph auf der Jagd, die er leidenschaftlich liebte, verirrt; schon brach der Abend an, er befand sich in einem Gebirge in einer ihm ganz unbekannten Gegend. Es war gefahrvoll, theils wegen den reissenden wilden Thieren; theils wegen den räuberischen Gebirgseinwohnern hier die Nacht zuzubringen; er sah sich nach einem sichern Obdach um, wo er übernachten könne; als er plötzlich in seiner Nähe eine weibliche Stimme um Hülfe rufen hörte, sogleich eilte er mit einem großen Hunde, der sein Begleiter war, dahin. Kaum dreissig Schritte hatte er durch das Gebüsch sich durchgewunden, als er auf einem freien Platze ein Mädchen auf den Boden liegen fand, ein Tiger hatte schon seine Krallen in ihrem Gewandte eingehängt, schon seinen Rachen, sein Opfer zu würgen, geöffnet, da traf ihn Adolphs Geschoß; er stürzte, taumelte wieder auf, aber der Hund faßte jetzt das Unthier. Adolph kam ihm zur Hülfe, und der

Feind ward erlegt. Nun eilte der Hauptmann zu dem ohnmächtigen Mädchen, er hob sie auf, lehnte sie gegen einen Baum, goß ihr einige Tropfen Wein aus seiner Jagdflasche in den Mund und rieb ihr die Schläfe damit; es währte lange bis die Bewußtlose die Augen öffnete, und sie starr auf ihren Erretter heftete. Jetzt sah Rudolph erst, daß er ein höchst reizendes, kaum achtzehnjähriges Mädchen vor sich hatte, ihre Kleidung vom feinsten Mousselin war höchst reinlich, aber sehr idealisch, sie glich fast der altgriechischen; ein Diadem von sehr kostbaren indischen Perlen umgab ihre Stirne, auf welcher und auf dem Nacken ein reichvolles Haar in natürlichen Locken ruhte; ihre Füße waren mit reichgestickten Sandalen umgeben, und ein goldner elastischer Gürtel schloß das Gewandt unter einem vollen Busen. Jetzt kehrten die aus Schrecken entwichenen Rosen auf ihren Wangen wieder zurück. —

Wo bin ich? stammelte sie in portugiesischer Sprache.

In sichern Händen, holdes Mädchen, und Gottlob, gerettet! erwiederte Adolph.

Das Mädchen. Und der Tiger?

Adolph. Dort liegt er —

Das Mädchen. Den hast du erlegt, und mich gerettet? Nimm meinen Dank, und den Dank meines Vaters. O, wie wird sich der gute Vater freuen! Komm Fremdling nach unsrer Hütte, dort will ich dir in Gegenwart meines Vaters erst recht herzlich danken!

Sie sprang auf und reichte Adolph die Hand. Nur eine viertel Stunde weit war ihre Hütte, die sie mit ihrem Vater und einem alten Diener bewohnte, entfernt. Sie war ausgegangen, wie sie es fast jeden Abend that, um Kräuter zu sammeln; in dieser Gegend gab es sonst kein reissendes Thier, und dieser Tiger, dessen Beute sie bald geworden wäre, hatte aus dem Gebirge sich wahrscheinlich hieher verloren.

Sie traten bald in ein künstlich angelegtes Wäldchen, wo Citronen, Orangen, Cujaven und Mangobäume in schönster Ordnung

prangten; eine Herde Lämmer weidete hier, viele davon kamen und liebkoseten das Mädchen, das sie sträuchelte, ein zahmer Papagei flog auf ihre Schulter und rief: Komm Lidy! gib Papchen Zucker!

Unter einer Gruppe von Palmen sah ein niedliches Wohnhaus hervor; vor der Thüre saß unter einer Jasminlaube auf einer Rasenbank ein Greis mit einem wahren Patriarchen-Gesichte in indischer Tracht, weiß mit einer rothgewirktem Schärpe und einem roth seidnem Turban und las; das Mädchen eilte auf ihn zu und rief: „Bald Vater hättest du deine Lidy nicht wieder gesehen, schon hatte ein häßlicher Tiger mein Kleid gefaßt, ohne Besinnung sank ich nieder, da erschien dieser schöne Fremdling, tödtete das Thier und rettete deine Tochter.“

Der Greis erhob seine Hände und Augen gen Himmel, eine dankbare Thräne schlich über die gefurchten Wangen: Allmächtiger! dir danke ich! sprach er leise; dann reichte er Adolph seine Rechte.

Fremdling! sagte er: Du hast einem alten

Manne das einzige gerettet, was ihn noch an diese Erde bindet, danken will ich dir nicht, denn der edle Mann, und das scheinst du mir zu seyn, fühlt bei jeder guten That seinen Dank bereits in seinem Herzen. Komm in meine Hütte und erquicke dich. Er führte ihn in einem nach orientalischer Weise geschmackvoll ausgezierten Saal, und befahl dem alten Diener Erfrischungen herbeizubringen. Adolph mußte auf seidnen Polstern Platz zwischen ihm und Lidy nehmen. Bald kam Wein, Obst und Backwerk. —

Du gehörst, wie ich sehe, sagte der Greis, der sich Ferdinantez nannte, zu den holländischen Truppen; ich muß dich bitten unsern einsamen Aufenthalt, den ich der Ruhe wegen, verfolgt von Menschen, hier wählte, deinen Kameraden nicht zu entdecken; denn es müßte mich zwingen meine Wohnung zu verlassen und sie weiter entfernt von den Besitzungen der Europäer aufzuschlagen. Denke nicht böse von mir, kein Verbrechen von meiner Seite zwang mich hier zu verbergen — es war Unglück. Willst

du uns manchmal besuchen, so wirst du uns willkommen seyn, dankbar werde ich allzeit Lidys Retter empfangen; aber du mußt allein kommen, dann sollst du auch erfahren, was mich zwang, diese Einöde aufzusuchen.

Adolph. Nie soll dein Aufenthalt hier, nie daß ich dich kenne, über meine Lippen kommen, und erlaubst du es, so werde ich manchmal dich besuchen.

Lidy. O thue das, damit Lidy dir recht oft danken kann, daß du ihr das Leben erhieltst; ich will dich dann auch an alle meine Lieblingsplätze führen; aber wie heißest du, damit ich dich auch bei deinem Namen nennen kann?

Adolph. Ich heiße Adolph, gutes Mädchen, nenne mich so, oder nenne mich Bruder —

Lidy. Bruder Adolph! o schön — und ich will deine Schwester Lidy seyn; aber du mußt auch recht oft kommen. —

Adolph. So oft es mir mein Dienst nur zuläßt, ich gehe ohnehin oft auf die

Jagd, und da wird meine Abwesenheit in Colombo kein Aufsehen erregen. —

Ferdinantez. Du hast fünf Stundenweit nach Colombo, heute bleibst du hier, und hast du länger Zeit, so verweile hier nach deinem Belieben, so lange als dir die Gesellschaft eines alten Mannes und eines unerfahrnen Mädchens gefällt; dann soll dir mein Martin den nächsten Weg nach der Stadt zeigen, der ihm bekannt ist, da er ihn jede Woche, dort unsre Bedürfnisse zu holen, geht.

Adolph. Ich werde heute Gebrauch von deiner Gastfreundschaft machen; morgen aber muß ich in Colombo seyn, weil mein Dienst mich ruft.

Der Greis unterhielt sich noch eine Stunde mit Adolph, woran zwar seine Tochter keinen Theil nahm; aber oft ihren Blick auf ihren Retter heftete, dessen Hand sie in die ihrigen gefaßt hielt. Das gute, unschuldige Mädchen liebte, ohne daß sie es wußte, es war mehr als Dankbarkeit was sie für Adolph

fühlte, auch dieser wurde zu Lidy hingezogen. — Wer konnte auch den Reizen, dem reinen ungekünstelten Gefühle der holden Unschuld dieses Naturmädchens widerstehen?

Nach einem frugalen Nachtmahle wieß Ferdinantez seinem Gaste sein Schlafzimmer an; allein der Schlaf floh Adolph, er dachte an Lidy, und auch dieser floh zum erstenmal das Bette des Mädchens. Kaum war die Sonne aufgegangen, als Adolph sein Lager verließ und ins Freie eilte; hier fand er schon seinen Wirth in der Laube und Lidy an seiner Seite, die ihm fröhlich entgegenhüpfte und ihm freundlich die Hand bot, auch der Vater reichte ihm die seinige und hieß ihn neben sich Platz nehmen. —

Nicht als eine Belohnung deiner That von gestern, sagte Ferdinantez; sondern als ein Denkmahl meiner Freundschaft nimm hier dieses Kästchen mit dir. Abschlagen dürfst du es nicht, es würde sonst mich und Lidy kränken, wir würden glauben, du seiest zu stolz unser Freund werden zu wollen.

Das war ich schon vom ersten Augenblick an, erwiederte Adolph, und werde es bleiben, ohne dieses Denkmahl; darum nimm es zurück. Hast du keine Freunde in deinem Vaterlande? Schicke es ihnen, zurücknehmen werde ich es nicht, dort wird es einen Werth haben, den es hier für mich und meine Tochter nie hat; sagte der Greis.

Adolph dachte an seine Mutter und Schwester und nahm das Kästchen. Sie frühstückten und nach diesem brach der Hauptmann auf.

„Vergiß uns nicht!“ sagte der Vater.

Lidy begleitete ihren Retter noch ein kleines Stück und nöthigte ihm, was Adolph gern gab, das Versprechen ab, sie bald wieder zu besuchen.

Komm ja bald! sprach sie, Bruder Adolph, vergiß Schwester Lidy nicht! Ach! sie wird bis dahin oft an dich denken!

Wie sollte ich dich Mädchen vergessen! sagte Adolph und drückte einen Kuß auf ihren Mund; den sie in voller Unschuld erwiederte. —

Sie eilte zum Vater zurück. Martin ging mit Adolph und schon nach zwei Stunden erblickten sie in weiter Ferne Colombo. „Jetzt können Sie nicht mehr irren,“ sagte Martin, und eilte mit vielen Grüßen von Adolph nach dem Waldhause zurück.

Dreizehntes Kapitel.
Fortsetzung.

Adolph kam gedankenvoll nach Hause, er hatte den ganzen Weg über an Lidy gedacht; er fühlte, daß er im Besitze dieses Mädchens glücklich seyn könnte. Aber welche Hindernisse thürmten sich hier zwischen seine Liebe? Liebte ihn auch Lidy, wer war ihr Vater, was vermochte ihn sich vor der Welt zu verbergen, würde dieser sich seiner Liebe zu seiner Tochter nicht im Wege stellen, konnte Adolph ein Weib ernähren? Dieses und noch manches andere durchkreuzte sein Gehirn. — Gedankenvoll ergriff er das Kästchen und öffnete es, wie erstaunte er, als er darin zwölf Schnüre der schönsten Perlen und eine Menge Rubinen nebst einem kostbaren Ring mit Dia-

manten aus Golcondas Mienen fand. Es war ein königliches Geschenk. Den Ring steckte er an seinen Finger, das übrige betrachtete er bereits als ein Eigenthum für seine Mutter und Schwester Julie.

Wie gern wäre er nach Europa, nach Deutschland hingeflogen, diesen Schatz ihnen übergeben zu können? Ihnen denselben zu schicken, war mißlich, und ihn selbst bringen, dazu konnte er jetzt, da es kriegerische Zeiten waren, keinen Urlaub erhalten. Da kam die Nachricht, daß Holland und England sich den Krieg erklärt, daß nächstens die Engländer auf Ceylon landen würden; an keine Gegenwehr war nicht zu denken, also Hoffnung für Adolph nach Europa kommen zu können. — Aber ohne Lidy — hier fühlte er erst wie stark er dieses Mädchen liebe. Du mußt Gewißheit haben, was du zu hoffen hast! rief er, warf seine Flinte über und wanderte Ferdinantez Wohnung zu.

Mit einem Freudenruf eilte ihm Lidy entgegen, auch Ferdinantez empfing ihn mit Herzlichkeit, aber es schien Adolph daß dieser

etwas auf seinem Herzen habe. Er hatte sich nicht geirrt, bald wußte der Vater die Tochter unter einem Vorwande zu entfernen, ergriff Adolphs Hand, und sprach:

„Ich halte dich für einen Biedermann, und glaube mich nicht zu irren, darum will ich offen mit dir sprechen. Meine Tochter, ein in voller Unschuld und mit allen Lastern und Thorheiten der Welt unbekannt erzogenes Mädchen, liebt dich. Sie selbst kennt nicht, was ihr fehlt, allein ich sah es vom ersten Augenblick, es ist Liebe zu dir. Deine Verhältnisse als Offizier und vielleicht noch manche andere Umstände, die mir unbekannt sind, und da ich mich von meiner Tochter nicht trennen kann, auch diese mir so lieb gewordene Einöde nicht mehr am Rande des Grabes verlassen will, machen eine Verbindung zwischen euch, wogegen ich in andern Fällen nichts gehabt haben würde, ohnmöglich; also muß ich dich bitten, noch kann ich vielleicht Lidys Herz von dieser Leidenschaft befreien, vermehre nicht durch dein Hieherkommen diese fruchtlose Liebe. Es schmerzt

mich,

mich, deine Besuche entbehren zu müssen, allein du wirst die Nothwendigkeit meiner Bitte einsehen.“

Adolph. Leider sehe ich sie ein — leider sage ich — denn auch ich liebe deine Tochter. Meine Stelle als Offizier ist kein Hinderniß, denn ich befürchte, daß so in wenigen Tagen uns die Wahl frei stehen wird, entweder Englands Kriegsgefangne abzugeben, oder in seine Dienste überzutreten, oder im dritten Falle, ganz unsern Abschied zu nehmen; das letztere würde ich thun, da ich noch zu Hause, wie ich hoffe, eine Mutter und eine Schwester habe, die meiner Unterstützung bedürfen, und ich es auch für Pflicht halte, meinen Arm meinem Vaterlande, für das ich noch nichts that, anzubieten.

Ferdinantez. Du denkst edel — auch würde, wenn du wirklich ganz frei wärest, diese Einöde mit uns zu theilen, dir nicht anstehen.

Adolph. Das nicht, diese Einöde würde mir an Lidys Seite ein Paradies werden.

Adolph war Willens dem billigen Verlangen Ferdinantez nachzukommen; aber jetzt fühlte er ganz, wie schwer dieß Opfer ihm fallen würde, Lidy, die ihn liebte, die er so innig liebte, aufzugeben; dieß machte ihn schwermüthig und umhüllte mit Traurigkeit seine Seele. — Da kam Lidy und äusserte ihre unschuldige Liebe so offen, so unverhohlen, und da sie seine Traurigkeit bald gewahrte, so ward auch sie es, und fragte ihn mit zärtlicher Theilnahme um die Ursache derselben.

Adolph. Sollte es mir nicht schwer fallen, mich von Lidy meiner geliebten Schwester trennen, vielleicht auf immer trennen zu müssen?

Lidy. Trennen? Adolph will für immer von Lidy scheiden? O Vater bitte ihn, seh' ich Adolph nicht wieder, so sterbe ich. —

Der Vater seufzte: er sah wie tief die Liebe in dem Herzen seiner Tochter Wurzel gefaßt habe.

Adolph, sagte er, hat eine Mutter und eine Schwester weit von hier, die er auch liebt, die ihn lieben, wolltest du so hart seyn, Lidy,

ihn diese beiden zu rauben, und wolltest darum, weil Adolph seine Pflicht thut, sterben und mich verlassen?

Lidy. Nein Vater, dich liebe ich, dich kann ich nicht verlassen, aber ich liebe auch Adolph, auch ohne ihn kann ich nicht leben, darum laß uns mit ihm zu den Seinigen gehen, auch sie will ich lieben, und so bleiben wir alle zusammen. O! das wird schön seyn.

Ferdinantez. Du bedenkst nicht, daß ich schon zu alt bin, eine so weite Reise auszuhalten, ich würde unterwegs sterben.

Lidy. So laß Adolphs Mutter und Schwester hieher kommen, ich will sie recht lieben, alles was Lidy hat, wird sie gerne mit ihnen theilen.

Soll ich dann auch in meiner letzten Hoffnung, mein Kind glücklich zu sehen, betrogen werden! sagte Ferdinantez mit kaum hörbarer schmerzvoller Stimme.

Nein, das sollst du nicht! rief Adolph: Morgen noch quittire ich meinen Dienst um immer mit dir und Lidy zu leben. Deine Güte, womit du mich bereits überhäuft hast und

mein Erspartes reicht hin den Meinigen eine sorglose Zukunft zu geben. Vielleicht finde ich bald Gelegenheit, es sicher ihnen übermachen zu können. —

Ferdinantez. Wohlan! sei mein Sohn, sei der Gatte Lidys, ihr Führer, ihr Freund nach meinem Tode. Aber, Adolph, meinen Fluch von jenseits, wenn du je Lidy zu kränken im Stande wärest! Doch du wirst bald ganz einsehen, welchen theuern Schatz ich dir gab, und ihn treu bewahren, wenn du, wie ich nicht zweifle, ein guter Mensch bist. —

Lidy und Adolph sanken dem Greise zu Füßen, der ihnen seinen Segen gab. Dann fielen sie einander in die Arme und Engel von oben besiegelten den Bund dieser reinen Liebe.

Jetzt wurde Abrede getroffen. Adolph sollte seine Entlassung nehmen, und vorgeben mit einem Schiffe von Trincomalie — einem holländischen Seehafen auf Ceylon — nach Europa gehen zu wollen, und sich so unbemerkt mit seinen Effekten nach dem Wald-

hause begeben; ein portugiesischer Geistlicher, ein alter Freund Ferdinantez, der einzige dem der stille Aufenthalt hier bekannt war, sollte die Liebenden verbinden, und Martin sollte ihn von Point dü Galle, wo er lebte, ohne Verzug herbescheiden. Durch eben diesen Geistlichen sollte an Adolphs Mutter ein Geschenk übermacht werden, das sie und ihre Tochter Julie hinlänglich versorgen könnte. In acht Tagen glaubte Adolph in dem Waldhause für immer anlangen zu können, und beschloß sogleich nach Colombo zurückzukehren, um dort die nöthige Vorkehrungen zu treffen.

Es ist nöthig, sagte der Vater, daß du auch erfährst wer Lidy ist, darum werde ich dir heute Abend meine Geschichte erzählen; morgen früh gehst du dann nach Colombo und in acht Tagen erwarten wir dich.

An Lidys Arm ging nun Adolph ins Freie und so durchstrichen sie die Gegend um das Waldhaus unter wechselseitigen Liebkosungen. Jedes Lieblingsplätzchen Lidys wurde besucht

und das gute Mädchen freute sich herzlich bald alles mit ihrem Lieblinge theilen zu können. So brach der Abend heran und erinnerte sie zur Rückkehr, wo nach dem Mahle Ferdinantez die Geschichte seines Lebens, die selbst noch Lidy unbekannt war, erzählte.

Vierzehntes Kapitel.

Ferdinantez. Eine Episode.

Mein Vater, so fing Ferdinantez seine Erzählung an, war Don Diego Velasques, Grand von Portugal, meine Mutter aus einer Seitenlinie des königlichen Hauses Braganza; ich war das einzige Kind dieser Ehe und wurde meinem Stande und dem Reichthum unsers Hauses gemäß, erzogen. In meinem achtzehnten Jahre bereiste ich die meisten Länder Europens und kehrte nach fünf Jahren nach Hause zurück, wo ich meine Mutter im Grabe, meinen Vater aber wieder mit einer jungen Dame, Isabelle, vermählt fand. Mit Liebe wurde ich von meinem Vater, mit Stolz und Mißgunst von meiner Stiefmutter empfangen; sie hatte be-

reits ihrem Gemahl einen Sohn geboren, und sah nun mit Neid auf mich, weil ich nicht allein der Erbe meiner Mutter war, die ein großes Vermögen hinterließ, sondern es kam mir auch nach meines Vaters Tod ein Theil seines Vermögens zu. Bald wußte mir Isabelle die Zuneigung meines Vaters, der sie grenzenlos liebte, zu entziehen; jede jugendliche leichtsinnige Handlung von mir wurde mir als ein Verbrechen ausgelegt, weil sie jedesmal hundertfach vergrößert meinem Vater hinterbracht wurde, der nie durch Isabellens Betreiben zuließ, daß ich mich vertheidigen durfte. Ich hatte bereits die Liebe meines Vaters verloren, als er von dem Könige zum Vicekönige von Indien und ich zum ersten Rath der Regierung zu Goa ernannt wurden, und wir mit unserm ganzen Hause sogleich dahin abreisen mußten. Ich war bereits volljährig und übernahm das Vermögen meiner Mutter, wodurch ich reich und völlig unabhängig wurde, noch bevor wir Lissabon verließen. Ich nahm all mein Vermögen mit mir, um es in Ostindien im Han-

del vortheilhaft anzulegen. — Wir kamen nach einer Reise von vier Monaten in Goa an, ich bezog ein angenehmes Haus ausserhalb der Stadt, und beschäftigte mich mit meinem Amte, mit den Wissenschaften und besonders mit den indischen Sprachen; so lernte ich persisch, malabarisch und die Sprache der Hindus. Noch hatte ich nicht geliebt und in Goa, wo nur wenige Europäerinnen lebten, fehlte es mir auch an einem Gegenstande, als mich ein Geschäft der Regierung nach Madras, an das dortige englische Gouvernement rief. Gleich den ersten Tag als ich den Gouverneur von Madras vorgestellt wurde, sah ich in der Gesellschaft die bei ihm versammelt war, ein Mädchen in einem einfachen aber geschmackvollen Anzuge mit allen Reizen begabt, die den schlafenden Keim der Liebe in meinem Herzen erweckte. Sie war die arme Waise eines englischen Offiziers, die die Gemahlin des Gouverneurs aus Mitleid zu sich genommen und ihr eine gute Bildung gegeben hatte.

Ich entdeckte Arabellen meine Liebe,

fand Gegenliebe, und versprach bald wieder nach Madras zu kommen und sie als meine Gattin heimzuführen. Ich kam nach Goa zurück, mein Geschäft war glücklich geendet, ich gestand meinem Vater meine Neigung und bat um seine Einwilligung.

Nenne mich nie mehr deinen Vater, rief er, wenn du es wagst eine Engländerin, eine Ketzerin zu deiner Gattin zu wählen. Du der Sohn eines Grand von Portugal, nahe verwandt mit dem Throne, dessen Vorfahren so oft ihr Blut für den wahren Glauben vergossen, willst dich so tief vergessen! Mein Fluch sei dir und Enterbung als Vater, und was dann in jenem Falle der Vicekönig thun wird, das erwarte.

So verließ er mich. Was sollte ich beginnen? Arabellen entsagen war mir ohnmöglich. Ich wagte noch einige Versuche das Herz meines Vaters zu rühren, sie fielen so fruchtlos wie der erste aus. Da reiste mein Vater nach Surate, ich benützte dieses, floh nach Madras, ein Priester des Benediktiner-

Klosters St. Thomä gab uns zusammen, und ich nahm mein Weib mit nach Goa, wo ich sie in meinem entlegenen Hause, nur von treuen Bedienten umgeben, so verborgen, wie möglich, hielt.

Aber bald hatte meine Stiefmutter, die alle meine Schritte bewachen ließ, alles entdeckt, und es meinem Vater nach Surate berichtet; dieser schrieb an den Erzbischoff und befahl ihm mich und meine Gattin ohne Aufsehen aufheben zu lassen und uns der Inquisition zu übergeben. Ein Freund von mir, der Secretair des Erzbischoffs, steckte mir eiligst diese schreckliche Nachricht; zum Glück hatte ich noch das meiste meines Vermögens in Händen, ich nahm meine Gattin und floh mit ihr und einem treuen Diener, hier meinem Martin, nach dem Gebirge der Gauts. Aber wo nun hin? Der Gouverneur mit seiner Gemahlin, die Beschützerin Arabellens, war nach Europa zurückgekehrt, wäre ich nach Madras geeilt, man würde mich auf Verlangen meines Vaters ausgeliefert ha-

ben; so war ich in ganz Indien nicht sicher, auch in mein Vaterland konnte ich nie wieder zurückkehren, und nach England zu kommen, fehlte es an Gelegenheit, auch mußte ich befürchten, daß mein Vater in alle Seehäfen Indiens schon meine Flucht berichtet und meine Auslieferung gefordert habe; auch zu Land konnte ich aus gleichen Ursachen nicht nach Europa kommen. So lebten wir in einer Felsenhöhle drei volle Monate; durch die Jagd, und daß Martin in die Dörfer der Malabaren unerkannt einzukaufen ging, verschafften wir uns unsre nöthigsten Bedürfnisse. Allein lange so zu leben, war besonders meiner Gattin nicht möglich, wir verließen unsre Felsenhöhle, und wanderten verkleidet der südlichen Seeküste Indiens zu. Hier fanden wir ein kleines Fahrzeug von den Maldivischen Inseln, ich miethete es, und es brachte uns nach Colombo hier auf Ceylon. Auch hier waren wir nicht sicher; da machte ich Bekanntschaft mit einem ehrwürdigen Geistlichen dem Pater Ambros, eben dem, der euch verbinden soll, und der

auf Point du Galle als Missionär lebt. Durch dessen Hülfe verbargen wir uns einstweilen bei einem Holländer, einem Freunde des Paters, bis dieser für uns hier dieses Haus erbauen, und mit allem Nöthigen versehen ließ. Wir bezogen es in aller Stille, und nur Pater Ambros war der einzige, der uns manchmal besuchte. Durch ihn brachte ich ein Kapital von 60,000 Piaster sicher unter und die Zinsen waren überflüßig hinreichend uns alles Nothdürftige zu verschaffen. Lektüre, Zeichnen, Musik, die Jagd und der Fischfang nebst dem Gartenbau und die Verschönerung um unsre Einöde her gab uns hinlänglich Beschäftigung und Zeitvertreib. Da gebar mir meine Arabella Lidy hier; ihre Erziehung, wozu uns Pater Ambros, der oft Monate lang bei uns verweilte, die Hand reichte, war nun unser Hauptgeschäft. Wir vermißten nicht die Welt, sehnten uns keinen Augenblick nach ihr und waren glücklich. Aber welches Glück ist hienieden vollkommen? Arabella starb — hätte Lidy, die damals zehn Jahre alt war, mich nicht ans Leben gebunden, hätte mein Freund

Ambros mir nicht meine Pflichten als Vater vorgelegt, Trost in mein Herz gegossen, ich würde, vom Schöpfer unberuffen, meiner Gattin nach Jenseits gefolgt seyn. — Wie sehr füllte der Gram mein Herz! Aber, glaube mir, die Trauer selbst ist ein Glück; freilich thut es wehe, wenn der Mensch die Trauer zu seinem Glücke machen muß! — Erst nach Jahren ging mein Schmerz in eine sanfte stille Empfindung über. — Ich widmete mich ganz meiner Tochter, deren künftiges Wohl mir oft Sorge machte; mich hatte der Gram zu früh zum Greise gereift, wer sollte nach meinem Tode Lidy schützen? Gottlob, ich fand dich, Adolph, und ich glaube, ich habe in dir den Mann gefunden, mit dem meine Tochter glücklich seyn wird. Bin ich einst nicht mehr, dann steht dir frei mit Lidy wieder in der Welt zu erscheinen; Mangel werdet ihr nicht erleiden; ich besitze wenigstens an Rubinen und Perlen, die ich nach und nach von den Einwohnern dieser Insel durch Ambros aufkaufen ließ, einen Schatz von 100,000 Piastern, mein Kapital hat sich bis

zu 80,000 Piastern vermehrt, und dabei habe ich noch den Schmuck meiner Mutter, der gewiß so viel als das ganze übrige werth ist. Ich verlasse nicht mehr diese Gegend, wo ich so glücklich mit Arabellen war, wo jetzt ihre Asche ruht, an ihrer Seite will auch ich ruhen; fern wird nicht mehr diese Zeit seyn, und ich sehe nun, da meine Lidy einen Freund, einen Beschützer und Führer durch das Leben gefunden hat, diesem Augenblicke, der mich wieder mit meiner Arabella auf ewig verbindet, ohne Furcht, ja mit Sehnsucht entgegen. So endete Ferdinantez.

Möge der Himmel dich noch lange Jahre deinen Kindern erhalten! rief Adolph; und Lidy schmiegte sich an den Vater, ihr thränenvolles Auge ruhete mit Liebe auf dem Antlitze des Greises, der seine Augen zum Himmel erhoben hatte, und den Schöpfer im Stillen um dauerhaftes Glück für seine Kinder anflehte.

Am andern Morgen eilte Adolph nach Colombo zurück, nachdem er versprochen, seine

Sachen zu beschleunigen, und so bald als möglich zurückzukehren. Martin wurde den nämlichen Tag nach Point dü Galle gesandt, um den Pater Ambros nach der Waldhütte zu bescheiden.

Funfzehntes Kapitel.

Vorfälle in dem Waldhause.

(Fortsetzung der Episode.)

Als Adolph nach Colombo zurückkam, erfuhr er, daß die Engländer bereits in Trencomalie gelandet seien; das holländische Militär war aufgefordert sich als Kriegsgefangene zu ergeben; an Widerstand war bei der Schwäche desselben nicht zu gedenken; den Offizieren war es freigestellt, Dienste bei England, oder ihren Abschied, nie mehr gegen England zu dienen, zu nehmen. Adolph that das letztere, und in dem Wirwarr war es ihm leicht, seine überflüßigen Sachen zu verkaufen, und einen Koffer mit den größten Nothwendigkeiten durch einen treuen Diener, den er beizubehalten gedachte, unbemerkt nach

dem Waldhause, zu senden, dem er einige Tage darauf selbst folgte. Lidy, von seiner Ankunft berichtet, kam ihm entgegen.

O Wiedersehen der Liebe! welche Entzükkungen gibst du dem Herzen! Sie hielten sich sprachlos umarmt, die Seele hatte lange keine Worte, nur die kostbaren Perlen der süßesten Empfindung — Thränen der Freude. Endlich rief Adolph: Nun bin ich ganz dein, holdes Mädchen!

Ganz mein — auf ewig mein! sagte Lidy. Da kam der Vater und mit ihm Pater Ambros, ein Greiß dem Mutter-Natur Güte, Menschenliebe und Wohlwollen mit leserlicher Schrift in sein ganzes Antlitz geschrieben hatte; freundlich bot er Adolph die rechte Hand zum traulichen Gruße, und so schritten sie dem Hause zu.

Wie wurde Adolph überrascht, als er im Saale eine Art von Altar mit Blumen geziert erblickte, Ferdinantez ergriff seine und Lidys Hand und führte sie vor den Altar; Pater Ambros hielt eine kleine passende, aus dem Herzen fließende, Rede, und verband so-

dann die beiden Liebenden im Beisein Martins und dem Diener Adolphs als Zeugen. Ein frohes Mahl, woran die beiden Zeugen Theil nehmen mußten, endete den Tag; der Vater begleitete das junge Ehepaar nach ihrem Schlafzimmer, gab ihnen seinen Segen und verließ sie, worauf Lidy mit dem jungfräulichen Erröthen wahrer Unschuld — die mancher unsrer heutigen jungen neuvermählten Weibern fehlt — in Adolphs Arme sank. —

Am andern Morgen übergab Ferdinantez an Adolph eine Menge von Rubinen und Perlen nebst dem Schmuck seiner Mutter und die Papiere über ein Kapital von 80,000 Piastern, welche bei sichern Handlungshäusern in Colombo und Trencomalie standen, nebenbei noch eine Summe in baarem Gelde: so bin ich jetzt die Sorge los, sagte er, und daß ihr euern Vater nicht werdet darben lassen, davon bin ich überzeugt.

Noch am nämlichen Morgen machten sie alle eine Wallfahrt nach Arabellens Grab, das in einem Orangen-Haine mit Cipressen umgeben, sich befand; sie warfen sich auf den

Hügel nieder und Pater Ambros verrichtete ein Gebet, worin die Uebrigen einstimmten.

Am andern Tag verließ der Pater, den sein Beruf wieder nach Haus berief, das Waldhaus mit dem Versprechen, seinen Besuch bald zu wiederholen, und die Bewohner der Einöde verlebten jetzt glückliche Tage, die unter häußlichen Geschäften, Musik — Lidy spielte die Harpfe und den Flügel gut, Adolph die Flöte meisterlich — Zeichnen und einer ausgewählten Lectüre dahinflogen. — Jahre vergingen so; Adolphs Vermögen vermehrte sich täglich, er hatte eine ansehnliche Summe in Wechseln nach Deutschland an seine Mutter durch Pater Ambros, der alle englischen und holländischen Kaufleute auf Ceylon kannte, gesandt, aber nach einem Jahre brachte Ambros Alles mit der traurigen Nachricht zurück: daß Adolphs Mutter und seine Schwester Julie, die einen Baron von Lindenhain geheirathet hatte, beide gestorben seien. Adolph schenkte ihrem Anden-

ken eine Thräne, und nun beschloß er, auch wenn Ferdinantez sterben sollte, nie seinen dermaligen Aufenthalt zu verlassen; aber das Schicksal hatte es anders beschlossen; Lidy, seine geliebte Lidy, starb nach zwei Jahren im Kindbette, und am andern Morgen schon war der Vater, dessen Herz gebrochen war, seiner Tochter gefolgt; auch Pater Ambros war schon ein Jahr dahin vorausgegangen, wo keiner wiederkehrt.

Groß war Adolphs Schmerz, hätte er länger einsam die Waldhütte bewohnt, so würde er demselben sicher bald untergelegen seyn. Er nahm sein ganzes Vermögen, verkaufte das Waldhaus nebst allem was dazu gehörte, an einen Engländer, den der Spleen in die Einsamkeit trieb, und verließ mit seinen zwei Dienern die Insel Ceylon. Er ging nach dem festen Lande von Indien, durchreiste dieses Land vom Cap Camorin an bis nach Dely, von Goa bis nach Callcuta — sein Gram war gemäßigter, und er ließ sich in letzterer Stadt häuslich nieder. — Als ein

Mann in seinen besten Jahren, von gutem Ansehen, reich, konnte es ihm nicht fehlen, daß manches Weib und Mädchen ihr Netz nach ihm warfen, aber er fand keine Lidy mehr und blieb frei. —

Endlich vernahm er, daß sein Vaterland die Sklavenkette die Napoleon ihm umgeworfen, mit deutscher Kraft nach langem schändlich-trägen Schlafe, zerbrochen habe; da keimte wieder Liebe zum Vaterlande, das er seiner schimpflichen Betäubung wegen, worin es leider manche Jahre lang lag, verachtet hatte, in seinem Busen. Er ging nach England, legte einen großen Theil seines Vermögens in die Bank von London, und reiste nach Deutschland. Er suchte nach Verwandten, und fand keine mehr; da erfuhr er bei dieser Nachforschung, daß ein Baron von Lindenhain Schuld am Tode seiner Schwester sei; wer konnte dieß anders als Juliens Gatte seyn? Er schwur den Tod seiner Schwester an ihren Mörder zu rächen, erkundigte sich nach Lindenhains Aufenthalt, und man nannte ihm das Gut gleiches Namens.

Adolph reiste von Berlin aus dahin ab, und kam nach Dresden, als Albert mit seinem Vater dem jungen Pelzig und seiner Gattin sich dort befanden, und ebenfalls Anstalt zur Reise nach Lindenhain trafen.

Sechzehntes Kapitel.

Fortsetzung des zwölften Kapitels.

Albert mit seinem Vater, und Gustav in Gesellschaft Pelzigs und seiner Gattin, verließen Dresden um über Dormbach nach Lindenhain zu reisen; auf der ersten Poststation mußten sie auf Pferde warten und betraten einstweilen das Zimmer des Postmeisters; hier saß ein Reisender, der auch auf Pferde wartete, die Eintretenden grüßte und in der Zeitung, die er vor sich liegen hatte, zu lesen fortfuhr. Von ungefähr nannte Pelzig den Namen Lindenhain, und plötzlich sprang der Fremde von seinem Stuhle auf.

Wer heißt hier Lindenhain? fragte er, und eine zornflammende Röthe überzog sein braunes Gesicht. Es war Adolph.

Alberts Vater trat ihm entgegen; ich nenne mich Lindenhain, sagte er: wie es scheint so interessiret Sie, mein Herr, dieser Name?

Adolph. Sehr viel. Mit einem gewissen Baron von Lindenhain, ehemals Offizier in preussischen Diensten habe ich eine wichtige Sache zu berichtigen. Sind Sie derselbe?

Lindenhain. Ich stand ehemals in diesen Diensten.

Adolph. War Julie von N. ihre Gattin.

Lindenhain. Ja, so hieß mein Weib.

Adolph. Ha! so bist du es Nichtswürdiger, den ich suche! Komm, wenn du noch Ehrgefühl hast, wenn ich dich hier nicht morden soll, folge mir.

Er ergriff ein Paar Pistolen und seinen Säbel und eilte der Thüre zu; Lindenhain wußte nicht was dieses alles zu bedeuten habe und war Willens ihm zu folgen, als Albert schon seine Pistolen ergriffen hatte; und Adolph zurief: Halt mein Herr! ich bin der Sohn dieses Mannes, den Sie einen Nichts-

würdigen schimpfen, mir kömmt es zu als Sohn den Vater zu rächen. Kommen Sie!

Adolph. Du junger Mensch — Juliens Sohn? Nein, du mordetest gewiß nicht deine Mutter — dein Gesicht, auf dem ich Spuren von Juliens edeln Zügen sehe, kann nicht lügen. — Mit Juliens Sohn schlage ich mich nicht, wohl aber hier mit ihrem Mörder.

Lindenhain. Gott! ich — ich Juliens Mörder! Mensch wer bist du?

Adolph. Der Bruder Juliens — und du der Mörder meiner Schwester, komm, folge mir.

Lindenhain. Du Adolph — Bruder meiner Julie — Langvermißter komm in meine Arme!

Adolph. Zurück!

Albert. Onkel! Bruder meiner theuern Mutter, Sie thun meinem Vater Unrecht — nie konnte ein Gatte seine Gattin zärtlicher lieben. —

Adolph. Und er mordete Sie! —

Albert. Betrachten Sie diesem Mann, sieht er einem Mörder ähnlich? Wüßten Sie was er um Juliens Willen gelitten hat — Jetzt kam es zur Erklärung — und bald floh Adolph an das Herz seines Schwagers, in die Arme Alberts. Auch er, da er die Reue des Barons erfuhr, verzieh diesem endlich, aber nur da erst, da man ihm sagte, daß Albert Amalien liebe, sein ganzes Glück in ihrem Besitz setze. Bald besaß sein Neffe, wegen dem edlen Betragen für seinen Vater und durch die That in Kamtschatka sein Herz. Groß war jetzt die Freude aller, an ein schleiniges Abreisen war nicht zu denken, man hatte zu viel zu erzählen. Aber, sagte endlich Adolph, ich bin arm, euch zur Last fallen, da ihr, wie ich höre, auch nicht reich seid, kann ich nicht; also werden wir uns wieder trennen müssen. —

Albert. Nie, theuerster Onkel, nie! trauen Sie Juliens Sohn nicht zu, daß er auch den letzten Bissen mit dem Bruder seiner Mutter theilen würde?

Adolph. Also du wolltest mich füttern?

Albert. Pflegen wie meinen Vater —

Adolph. Nun, so ist es billig, daß ich wenigstens auf ein Jahr mein Kostgeld zahle. — Er öffnete seine Brieftasche und gab Albert eine englische Bank-Obligation von 10,000 Pf. Sterlinge. —

Nimm das einstweilen, sagte er; kaufe dir ein Nest und gib dann deinen Onkel ein Zimmer, Grogg und Tabak — beim ersten Jungen stehe ich Gevatter, dann wird sich noch etwas finden, das ich als Pathengeschenk einbinden kann. — Schweige still! keinen Dank, oder ich nehme den Bettel und gehe wieder nach Indien, wo ich herkam. — Hast du auch einen Ring, etcetera für deine Braut?

Albert holte das Kästchen, das er vom Herrn von Sch. erhalten hatte und wieß den für Amalien bestimmten Schmuck seinem Onkel.

He, Martin! rief dieser: bring einmal den schwarzen Kasten aus dem großen Koffer!

Dieser kam bald mit einem von Ebenholz und mit Gold eingelegten Kästchen; Adolph

öffnete; hier, sagte er, ist Spielwerk für deine Amalie. Nimm das Zeug zu dir. —

Alle staunten über den Reichthum, der hier zur Schau lag: Ein Schmuck — es war jener von Ferdinantez Mutter — den keine deutsche Fürstin aufzeigen konnte, lag hier unter einer Menge von ungefaßter Rubinen und Perlen, wovon jede Gattung zu einem vollkommenen Damenschmuck so reich als möglich noch hinreichte.

Albert mußte alles sogleich in seine Verwahrung nehmen. Will doch dem Baron dort in Lindenhain — Gott möge ihm verzeihen was er an meiner Schwester und an dir Schwager that — ich verzeihe ihm — will ihm doch zeigen, daß er keinen Schwiegersohn bekommt, der von seinem Fett zu zehren braucht. Wir haben noch, wie du sagst, vierzehn Tage Zeit, ehe ihr, der Abrede gemäß, in Lindenhain erscheinen sollt; also umgekehrt nach Dresden, dort wollen wir uns in Geschwindigkeit ins Zeug werfen. Keine Einrede! sollst nicht zu spät kommen Albert.

Herr Postmeister lassen Sie einspannen, es geht nach Dresden zurück! —

Hier half nichts, Adolph mußte seinen Willen haben, und so fuhren er, Albert und dessen Vater zurück, und Gustav mit Pelzig und dessen Gattin nach Dormbach; nachdem sie Albert versprochen hatten, nichts von allem vor dessen Ankunft in Lindenhain zu entdecken; doch schrieb Albert einige Zeilen an Amalien, die er Gustav zur Bestellung übergab, worin er ihr seine Ankunft auf den bestimmten Tag für gewiß anzeigte.

Mit Geld kann man alles erhalten, und daran fehlte es Adolph nicht; zwei geschmackvolle Wagen, ein Postzug Engländer, vier schöne Reitpferde, Bediente in reicher Livree u. s. w. standen schon in drei Tagen bereit da. Juweliere und Modehändler lieferten in einem Augenblick einen ganzen Koffer voll ihrer Produkten, als Brautgeschenk für Amalien. Was nur schön war, wurde gekauft, nach dem Preis wurde nicht gefragt. Als Albert und sein Vater Adolph baten mit seiner Freigebigkeit einzuhalten, warf er dem

letzten noch eine Bankobligation von 10,000 Pf. Sterlinge zu, und sagte: Hier nimm noch dieses, so habe ich mit dir gleich getheilt, bleibt mir netto noch 25000 Pf. St. und dieß hier in der Chatouille; immer noch zu viel für einen alten Kautz wie ich, der mit einem warmen Zimmer, einer Pfeife Knaster, einem Glas Grogg und einem Freunde zufrieden ist.

Siebzehntes Kapitel.

Die Freunde sammeln sich.

In Dormbach befand sich eben nebst Bellmain und seiner Tochter Elenore, Carl Waldheim, Ida Horst, Korasof mit Kathinka und Franz Waldheim, auch Vater Waldheim, und sogar der alte Pelzig, der nie fehlte wo es für ihn frei zu zechen gab; als eine Einladung an alle von Lindenhain eintraf, wo Amalie sie an dem Geburtstag ihres Vaters, als einen merkwürdigen Tag, einlud; und da ohnehin bald darauf Carl mit Ida und Franz mit Kathinka verbunden werden sollte, welches nach Vater Waldheims Verlangen in Lindenhain bestimmt war, so beschloß man sämmtlich diese Einladung anzunehmen. Da trat August Pelzig mit seiner Gattin ein, und Gustav lag an Eleonorens Herzen.

Flücht-

Flüchtling! rief Herr Belmain: haben wir dich endlich, jetzt sollst du uns nicht mehr entlaufen!

Welcher Vater ist glücklicher als ich? sagte Vater Waldheim, hob dankbar sein Auge gen Himmel, und schloß mit Inbrunst seinen Sohn in seine Arme; die Brüder Carl und Franz folgten, und letzterer stellte ihm Cathinka, Carl Ida als ihre Bräute vor.

Meinen Schützling Ida kenne ich, sagte Gustav: aber wer ist dieses Mädchen mit der Engelsmiene, mit dem Antlitze worauf Sanftmuth, Güte und dabei Seelengröße so ausdrucksvoll gezeichnet ist?

Meine Braut ist eine Bekannte unsers Alberts; sagte Franz.

Ha! so ist es Cathinka! Ja, so malte er mir diesen Engel — so stand sie mir bei seiner Erzählung vor Augen — Cathinka! sie sind ein edles Mädchen — Bruder Franz, dich traf ein großes Loos!

Eleonore. Und dich eine Niete. —

Gustav. Loses Mädchen! ich bin zufrieden. —

Eleonore. Das sind die Männer niemals, und mein künftiger gebietender Ehemonarch wird wohl keine Ausnahme machen!

Aber wo ist dann euer Albert, ich möchte doch auch den Wundermenschen sehen?

Gustav. Wird bald erscheinen, dann nimm dein Herz in Acht.

Eleonore. Hab' ich doch keines mehr!

Der alte Pelzig. Ei! Ei! da gibt es wohl drei Hochzeiten — doch nicht auf einmal? —

Vater Waldheim. Ja, Herr von Pelzig auf einmal — will doch kein Paar länger warten.

Der alte Pelzig. Schade! das hätte ja drei herrliche Gastmähler gegeben. He! Mein Koch — ein herrlicher Kerl, war der Mundkoch eines Prälaten, versteht seine Sache aus dem Grund, der hätte jedesmal zu Diensten gestanden. He!

Belmain. Herrn von Pelzig müssen wir bitten, daß er bei dieser dreifachen Feierlichkeit den Hofmarschall mache.

Der alte Pelzig. Das will ich, Herzensfreundchen, das will ich! und es soll ein Gastmahl geben, wie der Höllengablus, oder wie der Kaiser hieß, es nie soll gesehen haben. He! darauf versteht sich Pelzig.

Noch am nämlichen Abend übergab Herr Belmain seinem künftigen Schwiegersohn Dormbach nebst einem Kapital von 20,000 Rthlr. —

Nun, so muß ich auch ausrücken, rief der alte General Korasof: denn es wäre Schade, wenn man die Brüder so weit von einander trenne. Nimm deinen Abschied Franz, und kaufe dich hierherum an. Hier ist das Kaufgeld — es waren 60,000 Rubel — Nimm das einstweilen. Will dann sobald als möglich meine Güter in Rußland verkaufen, und ehe der erste Junge erscheint, ist der alte Korasof wieder bei euch, bringt euch den Rest und läßt sich von euch zu Tode füttern. Folgen Sie unserm Beispiel, Herr von Pelzig, und übergeben Sie ihrem Sohn Pelzighausen!

Der alte Pelzig. Herzens-General! Nein — mich zu füttern versteht niemand

besser als ich selbst, will die Sorge dafür bis an mein seliges Ende gerne tragen, und darum Pelzighausen behalten. —

Carl Waldheim. Herr von Pelzig, ich will Ihnen einen Vorschlag thun: Sie kommen oft nach der Residenz, da soll Ihnen nicht allein mein Haus zum Absteigquartier, sondern auch mein Tisch zu Diensten stehen, auch verspreche ich Ihnen daß Sie nicht allein öfters bei dem Minister speisen, sondern daß auch Sie auf mein Wort zur königlichen Tafel gezogen werden sollen; Sie treten dann ihrem Sohne Pelzighausen ab, der Ihnen den einen Flügel des Schlosses einräumt und versteht sich, Ihnen die Tafel gibt, wo Sie jedesmal zwei ihrer Leibgerichten nach Belieben bestellen können.

Der alte Pelzig. Wie Männchen, hör' ich recht? He! ich soll beim Könige speisen — beim Minister und bei Ihnen? Ja, Freundchen hier ist meine Hand, den Tag wo ich beim Könige speise, schreibe ich August Pelzighausen zu; aber nur unter der Bedingung: daß er meinen Koch beibehaltet, und ich es-

sen wie und was ich will. — Aber, he! ist Malchen auch eine gute Köchin?

Frau von Pelzig. Was ich nicht bin, werde ich mich bemühen, unter Ihrer Leitung und Rath, lieber Herr Schwiegervater zu werden, und mein Gatte und ich werden uns bestreben Ihnen in allem bestens gefällig zu seyn.

So war das auch ins Reine. Leicht war es Carl sein Wort dem alten Pelzig zu halten; der Minister, der den jungen thätigen Mann täglich mehr schätzte, bewirkte leicht daß der alte Gormand wirklich einmal an der Tafel des Königs speißte, und in der Zeit von drei Monaten war Pelzigshausen das Eigenthum des Sohnes, dem sein Vater nicht viel mehr zur Last war, indem er jetzt, da er keine Geschäfte mehr hatte, sich bald in der Residenz, bald in Lindenhain, Dormbach und der Nachbarschaft beständig umhertrieb, wo nur etwas Arbeit für seinen Magen gab. Der Geburtstag des Barons nahete sich und die ganze Gesellschaft in Dormbach trat ihre Reise nach Lindenhain an, wo

alle, die drei Söhne Waldheims ausgenommen, auf dem Schloße Platz nahmen, und von dem Baron und Amalien herzlich empfangen wurden.

Nun Alter! rief Heim dem Vater Waldheim zu: wollen wir vier Hochzeiten in einem Tage feiern, und wer kann behaupten, daß je vier solche Paare auf einem Tag getrauet wurden?

Ja, wir sind zu beneiden, du und ich, denn auch meine Söhne waren ja die Deinigen, so wie Albert mein Sohn war, sagte Vater Waldheim, und Thränen der Freude standen in den Augen der beiden Alten.

Achtzehntes Kapitel.

Die Versöhnung.

Wirst dich wundern alter Freund, sprach der alte Pelzig zum Baron, als er seine wohlgenährte Fleischmasse aus dem Reisewagen ausgepackt hatte; wirst dich wundern, mich hier bei dir zu sehen?

Der Baron. Gar nicht — es wundert mich nur, daß du so lange ausgeblieben bist.

Der alte Pelzig. Hast mich ja aus dem Hause getrieben! He! und nun komme ich doch wieder. —

Der Baron. Ich trieb Niemand aus meinem Hause.

Der alte Pelzig. Hast du es vergessen, als ich damals um dein Malchen warb, und du mich so unhöflich abfertigtest?

Der Baron. Das geschah aber nicht meiner Tochter wegen. —

Der alte Pelzig. Ha! wegen den Hallers, nicht wahr? He! Nun ist das vorbei, ist der junge Haller ja mein Schwiegersohn. Wie wäre es, wenn ich noch der Deinige würde, denn ich glaube, Malchen liebt mich noch immer wie damals, hat mir jetzt eben wieder so freundlich ins Gesicht gelacht. Hab' mich aber auch gut conservirt, Herzensbrüderchen! Nicht wahr? He!

Der Baron. Ja, gepflegt hast du deinen Leichnam gut, daran zweifle ich nicht, wohl aber daran, daß du mein Schwiegersohn werden wirst.

Der alte Pelzig. Warum, Herzensbaron, warum?

Der Baron. Weil dich meine Tochter nicht will.

Der alte Pelzig. Das ist schlechterdings nicht möglich.

Der Baron. Probire dein Glück — Hier kömmt meine Tochter; höre Amalie, willst du hier den ehrenfesten Ritter von Pelzig auf Pelzigshausen, zu deinem künftigen Eheherrn?

Amalie. Dank liebes Väterchen dir, und dem Herrn Ritter, erkenne tiefdemüthigst die hohe Gnade die mir Herr von Pelzig erweisen will; und bedaure, daß ich seinem Wunsche nicht entsprechen kann!

Der alte Pelzig. Nicht! He! Herzenstäubchen und warum?

Amalie. Sie sind — Sie sind mir — macht einen Knix — zu fett. Läuft fort.

Der alte Pelzig. Hör' mir einer um Gotteswillen! zu fett! als ob Fett ein Hinderniß im heiligen Ehestande sei? — Weiß sie aber auch, daß ich nächstens an der Tafel des Königs speisen werde? He!

Der Baron. Nein, das mußt du ihr sagen, wenn dieses bei ihr keine andere Gesinnungen hervorbringt, so weiß ich dir keinen Rath.

Der alte Pelzig. Will es ihr gleich sagen.

Der alte General Korasof nebst seiner Tochter Chatinka gefielen dem Baron ungemein, die Schönheit und das natürliche kunstlose Betragen der letztern, das offne biedere Wesen des alten ehrlichen Russen zogen den Baron ganz zu ihnen hin. Durch den General erfuhr er alle Umstände von Alberts Flucht, mit seinen Gefährten aus Kamtschatka, ohne daß er die Rettung seines vermißten Bruders, Alberts Vaters, in Erfahrung

brachte, dieses war ihm erst an seinem Geburtstage vorbehalten. Albert erhielt durch diese That noch einen größern Stein bei ihm im Brette; schon von seiner Kindheit an mochte ihn der Baron wohl leiden, es zog ihn etwas, das er sich nicht erklären konnte, an den jungen Menschen, er ließ erst manchmal, dann täglich ihn aufs Schloß kommen, und er erhielt mit Amalien gleiche Erziehung; nur erst da Albert zum vollen Jüngling gereift war, und der Baron mehr als freundschaftliche Neigung zwischen ihm und Amalien zu sehen glaubte, entfernte er ihn, ohne daß Albert etwas dabei von des Barons Zuneigung verlor. Er hatte sich oft bei Heim nach ihm erkundigt, und da Albert so plötzlich verschwunden war, zeigte er wirkliches Bedauern, als wenn ihm eine nahe, werthe Person verloren gegangen seie. Allein da er jetzt vernahm, daß Albert zum Mann nun gereift, mit Verdienst und Ehre begabt, zurückkehren würde, fühlte er doch etwas unangenehmes dabei, er sah nun deutlich, daß Amaliens Liebe zu dem jungen Menschen

nicht aufgehört, wohl sich noch vermehret habe. Und wie konnte er diese Liebe billigen? Er liebte Amalie, wie nur ein Vater sein Kind lieben kann, ihr Glück, ihre Zufriedenheit lag ihm sehr am Herzen; aber eben so die Meinung der Menschen, der Ruf seines Hauses. Was würde die Welt geurtheilt haben, wenn der reiche Baron Lindenhain seine einzige Tochter einem unbekannten Fündlinge zur Gattin gegeben hätte? Darum eilte er so, Amalien so manchen jungen Menschen, der wirklich ihrer werth war, oder den er dachte, daß er es sei, zuzuführen, wie den jungen Pelzig, Brandt, Dorsten u. a. m. und es kränkte sein väterliches Gefühl, daß seine Tochter alle ausschlug, und doch wollte und konnte er nicht hier ihrem Herzen Gewalt anthun; dieses nebst dem Andenken an seinen Bruder, an Julien, denen er so viel Leiden verursacht hatte, und welches er schon so viele Jahre lang herzlich bereuete, waren die Gedanken die seine Lebenstage verbitterten. Doch sollten diese herben Tage bald sich enden; schon nahete sich der Jahrs-

tag von Juliens Tode, den er gewöhnlich in der Schloß-Kapelle an dem Grabmahle derselben und in stiller Einsamkeit in seinem Zimmer zubrachte. Es war dieses der Tag vor seinem Geburtstage, die Menge der dazu geladenen Gäste und ihre Fröhlichkeit stimmte nicht mit seinem Gefühle, und er nahm sich vor unter dem Vorwand einer Unpäßlichkeit, sich diesen Tag ihnen völlig zu entziehen.

Am Morgen des Tages vor seinem Geburtstage ließ er sich wirklich bei seinen Gästen als unpäßlich ansagen, und verbat sich sogar den wiederholten Besuch seiner Tochter unter dem Vorwande, daß er nur Ruhe bedürfe, um am andern Tag der Feierlichkeit beiwohnen zu können. Nur der alte Heim hatte Zutritt zu seinem Zimmer; und es begann am Abend zwischen beiden folgendes Gespräch.

Der Baron. Nimm den Schlüssel zur Kapelle und laß die Lichter am Altare anzünden, ich werde bald unbemerkt dir folgen.

Heim. Ist schon alles geschehen Herr Baron, es ist dieser heute ein merkwürdiger Augenblick; an Juliens Grab werden Sie über tief verborgene Dinge Aufschluß erhalten. Sie duldeten manche Jahre Kummer, in dieser Stunde hoffe ich, soll er enden!

Der Baron. Sonderbarer Mensch, was hast du vor?

Heim. Nichts, als Freude und Ruhe in lang verblutenden Herzen zu verbreiten, der Gang heute wird Sie gewiß nicht gereuen, Künftig sollen Sie ihn mit zufriedenen Herzen gehen.

Der Baron. Ich ging ihn ja alle Jahr an diesem Tage — wohl mit zerrissenem Herzen, und auch heute sehe keiner Linderung meines Kummers entgegen. Komm! du gehest doch mit?

Heim. Herzlich gerne.

Schweigend ging nun der Baron mit Heim nach der Kapelle, tiefe Seufzer quol-

len aus seiner Brust, die Rückerinnerung an Juliens Tod hatte sein Herz heute aufs neue erschüttert, so traten sie in die Kapelle, nur ein dämmernder Schein einer Lampe erhellte sie, doch sah der Baron, daß dieselbe ungewöhnlich ausgeschmücket war, er trat dem Grabmahle näher, da rollte ein Vorhang, den er vorher nicht bemerkte, vor demselben auf, eine Menge Kerzen erhellten es, und auf den Stuffen lag ein Mann auf seinen Knien.

Wer ist das? fragte der Baron.

Das Opfer, antwortete ihm der Mann im feierlichen Tone; dem du sein Weib — seine Ruhe raubtest!

Der Baron. Mächte des Himmels! Eduard — mein Bruder!

Heim. Fassen Sie sich, Herr Baron. —

Der Baron. Er ist's.

Lindenhain. Ich bins. — (Er erhebt sich.) Bruder! hier am Grabe meiner Julie sehen wir uns wieder!

Der Baron. Ha! du kömmst sie zu rächen! Ich bin bereit, komm räche die Unglückliche an mir!

Lindenhain. Du hast sie gemordet — wie liebte ich sie! doch nur wenige Monden — da wurde diese Liebe durch dich Zeitlebens getrennt.

Der Baron. O Gott! O Gott! zwei und zwanzig Jahre erfüllte marternde Reue meine Brust!

Lindenhain. Zwei und zwanzig Jahre lang darbte ich im Elende, verwiesen aus meinem Vaterlande — getrennt von Julien!

Der Baron. Gott weiß es, wie ich mich sehnte, dich vor meinem Tode noch einmal zu sehen, wie ich verlangte deine Versöhnung zu erflehen.

Lindenhain. Verzeihung verlangst du? Kann ich dir diese gewähren? Ich, dem du, du allein, so viele glückliche Jahre entrissen, und grenzenlosen Kummer zubereitet hast. Fühlst du was es heißt, von einem geliebten

Weibe getrennt, von einem Kinde losgerissen zu werden? —

Der Baron. O Eduard! Bruder! O daß ich dein Kind finden könnte — ich gab mir, leider vergebens, alle Mühe darum, ich würde suchen ihm zu vergelten, was ich an dir verbrach. —

Lindenhain. Kannst du ihm seine Mutter — mir mein geliebtes Weib wiedergeben? —

Der Baron. Nein! Leider nein! aber es sollte mein Kind seyn — mit meiner Amalie meinen Reichthum theilen, den ich nur darum sammelte; mehr kann ich ja nicht thun. —

Heim. Ja, Herr Baron Sie können es, geben Sie Amalien Albert zur Gattin.

Der Baron. Ha! Jetzt verstehe ich dich Alter. — Albert ist Juliens Sohn. Er liebt meine Tochter, Amalie ihn. — Bruder, sprich, könnte die Verbindung unserer Kinder der Weg zu unserer Versöhnung wer-

den? — Du zauderst — o gib deine Einwilligung, ich werde dann einen mächtigen Fürsprecher an ihnen bei dir haben.

Lindenhain. Bruder, du hast mir alles entrissen — doch es seie, Julie vergab dir — o sieh herab verklärter Geist meiner Julie! Ich will deinem Beispiele folgen — Bruder, ich verzeihe dir! — Er öffnete seine Arme, der Baron stürzte hinein, stumm in feierlicher Stille hielten sich die Brüder umfaßt, und mit Wohlgefallen sahen die Engel auf diese Versöhnung herab. —

Neunzehntes Kapitel.

Beschluß.

Lindenhain sammelte sich zuerst, er ergriff jetzt die Hand seines Bruders, und führte ihn dicht vor das Grab.

Julie, sagte er: zerbrach einst das brüderliche Band zwischen uns — sie ist nicht mehr — ihr Sohn knüpfe es wieder.

Der Baron. Ewig Brüder und Freunde. —

Lindenhain. Und Leidensgefährten, auch du liebtest ja Julien, nun gehört sie uns beiden, dieser Grabeshügel sei unser beiderseitiges Erbtheil. Wenn unsere Kinder glücklich in ihrer Liebe sind, dann wollen wir denken: uns war kein solches Glück be-

schieden — dort oben aber wird unser Lohn blühen. Oft wollen wir mit einander hieher zum Grabe Juliens wallen, bis wir hinüber wandern zu ihr der Verklärten, wo unbegrenzte allgemeine Liebe Statt findet.

Hier ist noch einer, rief eine Stimme; und Adolph trat hinter dem Grabmahle herfür: den ihr in diesem heiligen Bund schliessen sollt; mit Rache dem Mörder Juliens eilte ich aus ferneren Gegenden her — aber seine Reise hat auch mich, den Bruder Juliens mit ihm versöhnt.

Adolph — du — o du lang Vermißter! Juliens Bruder! Du hier? Und auch du hast mir verziehen. Gütiger Gott! so wäre es noch möglich, daß ich ruhigen frohen Tagen vor meinem Ende entgegen sehen könnte? sagte der Baron.

Da lagen plötzlich Amalie und Albert zu seinen Füßen: Noch viele, viele glückliche Tage schenke ihnen der Himmel in der Mitte ihrer Kinder! riefen beide.

Der Baron. Mein Segen euch auf immer — du Albert, bei dessen Anblick mir mein Herz jedesmal sagte: du seiest ihm näher, als er sich zu deuten wußte, nimm meine Amalie, es ist das theuerste Geschenk, das ich dir geben kann; sie sei meine Fürsprecherin bei dir. —

Lindenhain. Genug Bruder — du hast lange gelitten, lange bereut, wir sind versöhnt, und jener Rückblick ins Vergangene, der unsere Zukunft trüben könnte, sei für immer verbannt. Laß uns jetzt hier versammelt am Grabe Juliens — sie wird uns Beifall von oben lächeln — dem Höchsten danken, daß er uns diese Wonne schenkte; laß uns der Verklärten die letzte Thräne weihen, und dann wollen wir in Zukunft nur hieher kommen, um ihr hier die Freuden zu verkünden, die unsere Herzen erfüllen werden.

Sie knieten alle auf die Stufen des Grabmahls, eine feierliche hehre Stille herrschte, Thränen floßen aus jedem Auge, und aus

jedem Herzen stieg ein frommes Gebet gen Himmel.

Nun komm Bruder, sagte Lindenhain, erhob sich und alle folgten ihm: Dein Haus enthält noch viele Freunde, die Theil an unserer Freude nehmen werden; führe uns zu ihnen.

Sie verließen die Kapelle und traten ihren Weg nach dem Schlosse an, wo in dem großen Familien-Saale auf Vater Waldheims Verfügen, der sich schon mit Albert gelegt hatte, alle Gäste versammelt waren. Mit Jubel wurden sie von allen empfangen. Carl und Franz hiengen am Halse ihres Jugendfreundes Albert.

Bruder Albert, rief Gustav, zog denselben aus den Armen seiner Brüder und führte ihn vorwärts; drei Frauenzimmer standen hier tief verschleiert. Das sind unsere künftigen Even. Nummero Eins die sanfte Ida — er hob ihr den Schleyer — die durch ihre fromme Nonnenmiene, Sanftmuth etcetera,

etcetera, meinen Bruder Carl zu ihren Sklaven machte, kennst du schon. Nummero Zwei, Eleonore Belmain, meine theure Gebieterin, aus dem südlichen Gallien. —

Eleonore. Halt mein Herr! das übrige will ich dazu setzen, aber heute nicht, will mich erst auf mein Selbstlob vorbereiten — gehe der Herr also um eine Thüre weiter.

Gustav. Also Nummero Drei, eine Schöne aus dem kalten Norden mit einem warmen Herzen für Liebe und Freundschaft, die meinen Bruder Franz beglücken will; von ihrer Schönheit urtheile selbst Bruder.

Er hob den Schleier; und vor Albert stand Chatinka, eine hohe Röthe, die Folge der Rückerinnerung hatte sich über ihr schönes Gesicht verbreitet.

Chatinka! rief der Erstaunte: Sie hier — und die Braut meines Freundes Franz? — O! nun erst ist Albert ganz glücklich!

Auch ich bin hier, Flüchtling! sprach der alte General Korasof, drängte sich aus der Menge hervor, und reichte Albert die Hand, auch Lindenhain wurde von ihm umarmt. Sie haben, sagte er zu dem letzteren, mein Wohlwollen, ja meine Freundschaft in Kamtschatka von sich gewiesen, werden Sie auch dieselbe hier von sich weisen.

Gewiß nicht! sagte Lindenhain: Sie haben meinen Dank verdient, denn Sie haben dort ihre Gefangene menschlich behandelt; allein mein Herz war damals für alles Gefühl, nur nicht für meine Leiden abgestumpft.

Der Baron stellte jetzt Albert als den Sohn seines wiedergefundenen Bruders, und als den Bräutigam Amaliens der Gesellschaft vor; worüber sich alles herzlich freuete, der alte Pelzig ausgenommen, der sich in seiner Einbildung noch immer Hoffnung auf Amalien gemacht hatte; doch stellten ihn schon in Voraus die Freudenfeste, die bei der vierfachen Hochzeit angestellt werden würden, zu-

frieden. Zugleich übergab der Baron mit seines Bruders Einstimmung seine Güter und Kapitalien Albert über, der dadurch und durch die reichen Geschenke seines Onkels Adolph einer der reichsten Edelleute seines Vaterlandes wurde. Auch Adolph beschloß seine Tage in der Mitte der Seinigen zuzubringen; und am andern Morgen öffnete derselbe seinen Koffer und beschenkte die vier Bräute fürstlich, wobei er sich vorbehielt, daß der erste Knabe Adolph genennt werden sollte, welches ihm die vier Bräute unter Erröthen bewilligen mußten. Auch Amalie von Pelzig erhielt von Albert ein reiches Geschenk für ihre Sorgfalt, die sie einst für ihn, da er verwundet im Hause ihres Vaters lag, verwendete. —

Endlich kam der Tag heran, der vier glückliche Paare, wo keine eitle Convenienz, sondern wirkliche Liebe gewählt hatte, am Altare Paarweis verbinden sollte, und dieses geschah in der Schloßkapelle, die heute, besonders Juliens Denkmahl, durch des alten

heims Fürsorge prächtig ausgeschmückt war. Auch der Rath Haller mit seinem Sohne und dessen Gattin Auguste, sogar Idas Bruder aus Hamburg der junge Horst, hatten sich zu dieser frohen Feier eingefunden.

Franz Waldheim kaufte sich bald darauf ein Gut in der Nähe von Lindenhain, und Carl besuchte mit seiner Gattin jährlich seine Brüder und Freunde; alle leben noch glücklich und zufrieden, nur der alte Pelzig, der bei den Hochzeitfeierlichkeiten dem Hofmarschall auf sein Verlangen machte, hatte sich dabei eine Unverdaulichkeit zugezogen, die ihn, trotz seines, zur Unmäßigkeit gewohnten Magens, kurz hernach in die Ewigkeit beförderte.

Beim Verleger dieses, ist ferner erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Neue
Bilder-Fibel
oder
ABC- und Lesebuch
nebst
kleinen Erzählungen für die Fassungskraft des ersten Kindesalter;
mit
13 illuminirten Kupfern, die Monate und Jahrszeiten vorstellend.
8. Gebunden. — — 24 kr.

Dieses Büchelchen lernt man aus dem Titel hinlänglich kennen. Der zweckmäßige Inhalt und die sauber illuminirten Kupfer werden jeden Käufer zufrieden stellen.

Neuester
praktisch-kaufmännischer
Briefsteller;
Nebst
Formularen von Quittungen, Scheinen, Wechselbriefen und andern kurzen Aufsätzen
von
Ludwig Euler.
gr. 8. 280 Seiten. geb. 1 fl. 30 kr.

Eine reichhaltige und mannigfaltige Sammlung von kaufmännischen Originalbriefen, übergibt hier der Herr Verfasser dem jungen Handlungs-Beflissenen, der durch sie in Kurzem zur Kenntniß der praktisch-kaufmännischen Correspondenz gelangen und dabei den Geschäftsgang von den bedeutendsten Handlungsplätzen Europas so ziemlich daraus abnehmen kann; da mehrere Geschäfte ausführlich und
mit

mit Sachkenntniß abgehandelt sind. Auch zeichnen sich die Briefe durch eine reine und leichte Diction vortheilhaft aus, und verdienen also in jeder Hinsicht als Muster für Lehrer und zur Nachahmung für Jünglinge empfohlen zu werden.

Nouvelles Lettres commerciales suivies de modèles des Actes et Transactions

du commerce de terre et de mer, tels que contrat d'assurance, charte partie, connaissement, acte de société, lettres de change, et billets

par

Louis Reignier.

gr. 8. 252 Seiten. geb. — 1 fl. 15 kr.

Schon längst hat das kaufmännische Publikum das Bedürfniß guter französischer Briefe, welche die praktisch-merkantilische Correspondenz in einer reinen Schreibart darstellt, lebhaft gefühlt. Die Verlags-Handlung war nun so glücklich, im Besitz eines solchen Manuscripts zu gelangen, das den bisherigen Mangel vollkommen abhelfen dürfte. Sie hofft übrigens um so gewisser auf eine ungetheilte günstige Aufnahme dieses Werkchens, da dasselbe aus der Feder eines seiner Sprache vollkommen kundigen Mannes entspringt, der durch seine vielseitigen Arbeiten auf den ansehnlichsten Comptoiren Frankreichs den ächten, leichten Geschäfts-Styl sich eigen gemacht hat. Ohne nun der Bescheidenheit nahe zu treten, so möchten diese Briefe, besonders hinsichtlich ihres praktischen Werthes, über alle andern bisher erschienenen mit vollem Rechte den Vorzug verdienen.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Egloffstein, Heinrich A. C. <<von>>,

Alberts und seiner Freunde Abenteuer ein Seitenstück zu dem Grafen Benjowsky von A. v. Kotzebue

Bd.: 2

Nürnberg (1822)

P.o.germ. 301 f-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10107638-8